1,70 DM / Band 469
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 12,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Tödlicher Flammengruß

John Sinclair Nr. 469

von Jason Dark

erschienen am 30.06.1987

Titelbild von J. Warhola

Sinclair Crew

Tödlicher Flammengruß

Bei Schichtbeginn ahnte noch niemand etwas von der fürchterlichen Katastrophe, die über die Londoner U-Bahn hereinbrechen sollte.

Auch Leroy Edson nicht, der als Fahrer eingeteilt war und mit seinem Kollegen, den er ablöste, die Checkliste durchging und alles in Ordnung fand. »Jawohl, keine Fehler.«

»So muß das auch sein.«

Edson setzte sein Häkchen unter die Liste und gab sie dem Kollegen, der sie mitnahm. »Dann mach's mal gut, Leroy.«

»All right, Howie. Grüß dein Weib.«

»Die ist nicht da. Hängt bei ihrer Mutter.«

»Ach je.«

Howie winkte ab. »Besser als in der Kneipe.«

»Stimmt auch wieder.«

Die beiden Kollegen winkten sich noch einmal zu. Leroy Edson schaute auf seine Uhr. Bis zur ersten Fahrt hatte er noch etwas Zeit. Er fuhr die Northern Line. An der nördlichen Endhaltestelle High Barnett hatte er den Zug übernommen. Der Weg würde ihn in den Süden führen und dann wieder zurück.

Es waren einige Meilen quer durch London. Von seiner Frau hatte Leroy Kaffee mitbekommen. Der schwappte in der Thermoskanne, die er aufdrehte. Vor der Fahrt brauchte er immer einen Schluck.

Leroy Edson mochte seinen Job, auch wenn er nicht reich werden konnte. Manchmal schaute er sich die Fahrgäste an. Viele von ihnen sahen aus, als wüßten sie nicht, was sie am anderen Tag essen sollten. Wahrscheinlich hatten auch einige keine Fahrkarten. Das war nicht sein Problem, sollten sich die Kontrolleure darum kümmern. Sie waren die meistgehaßten Personen auf der Strecke.

Edson hatte seinen Zeitplan immer eingehalten. Auch an diesem Nachmittag startete er pünktlich. Er kannte die Stationen auswendig. Manchmal träumte er sogar in der Nacht davon. Dann reihten sie sich nacheinander auf. Finchley, Highgate King's Cross, wie sie alle hießen.

Edson gab zu, daß er das Rattern der Wagen brauchte. Wenn die Räder über Schienen rollten, war das Musik in seinen Ohren, die ihn anmachte.

Dann war es wieder soweit. Der Tunnel fraß ihn. Er kam ihm auch heute noch vor wie ein gieriges Maul, ein düsterer Schlund, in den die Wagenschlange hineinjagte.

Die Tunnellampen der Notbeleuchtung sah er während der Fahrt kaum. Alles huschte vorbei, wurde zu verschwimmenden Schatten, so daß er des öfteren das Gefühl bekam, die Materie würde sich auflösen.

Das waren Dinge, die längst zu seinem selbstverständlichen Tagesablauf gehörten, ebenso wie das Schlagen der Türen oder der Stimmenwirrwarr auf den Bahnsteigen.

Die Stunden vergingen. Noch herrschte Betrieb. Der würde jedoch bald abflauen. Bei Geschäftsschluß drängten die Fahrgäste dann wieder in den Wagen, und später fuhren viele Züge halbleer.

Zwischenfälle hatte es auch schon gegeben. Schlägereien in den Wagen, auch eine Schießerei. Manche zogen auch Messer und bedrohten andere Fahrgäste, besonders auf den nördlichen Streckenabschnitten, weniger auf denen in der City.

Doch diese Schicht sollte alles in den Schatten stellen, was Leroy bisher in seinen neun Dienstjahren erlebt hatte. Eigentlich hätten gewisse Vorgänge ihn schon warnen müssen.

Es war auf der Fahrt von Süd nach Nord, und die City of London lag hinter ihm, als er in den Bahnhof Camdon Town einfuhr.

Die U-Bahn schoß aus dem Tunnelloch in den kalten Schein der Stationslichter.

Bremsen, Zischen, rollende Geräusche-, kalter Wind, der durch die Schächte zog. Menschen, die auf dem Bahnsteig warteten und froren. Bleiche Gestalten, manche verbittert aussehend, andere eher nachdenklich oder erschöpft, wenn sie von der Arbeit kamen.

Der Zug hielt.

Das Aufschlagen der Türen, die hastigen Schritte der Reisenden, wieder andere Stimmen, manchmal auch ein Schreien oder ein Lachen, es war immer das gleiche und trotzdem anders.

Die Türen schlossen.

Hämmernde Geräusche erklangen, wenn sie zuflogen. Abgesperrt, ein Rucken lief durch den Zug, als er startete und in das dunkle Maul hineingepreßt wurde.

Die Stirnlampen des Zuges stachen in die Finsternis.

Leroy Edson hockte auf seinem Drehstuhl. Er hatte die Jacke ausgezogen, ihm war einfach zu warm. Wie immer starrte er in den Schacht, als würde er dort etwas sehen.

Und er sah tatsächlich etwas.

Eine Bewegung, ein Mann, dazu heller Schein - Feuer!

Er war nicht einmal für die Länge einer Sekunde zu erkennen. In dieser Zeitspanne konnte Edson kaum reagieren, aber er hatte sich die Gestalt trotzdem ansehen können.

Groß, grauhaarig, dunkel und gleichzeitig mit dem Feuer spielend, das auf seiner Hand zu tanzen schien.

»Geh weg!« rief Edson!

Der unbekannte Schienentänzer schien die Worte gehört zu haben. Einen Augenblick später war er tatsächlich verschwunden, und die Bahn raste über die Stelle hinweg, wo er vor nicht einmal einer Sekunde noch gestanden hatte.

Leroy Edson wischte über sein Gesicht. Er schüttelte den Kopf. Aus seinem Mund drang ein krächzendes Lachen, und er fragte sich, ob er das alles nur geträumt hatte.

Bestimmt…

Dennoch wollte er daran nicht glauben. Er wurde alle drei Monate ärztlich untersucht. Auf diesen verantwortungsvollen Posten konnten nur gesunde Leute gestellt werden, und Tunnel-Halluzinationen hatte er bisher noch nie gehabt. Er kannte das wohl von Kollegen. Wenn es bei den Kollegen soweit war, daß sie einen Koller bekamen, wurden sie schnell abgelöst. Aber das passierte frühestens nach fünfzehn Jahren und nicht wie bei ihm schon nach neun.

Leroy Edson wischte über seine Stirn. Als er die Hand zurückzog und sie betrachtete, stellte er fest, daß sie schweißnaß war. Damit hatte er nicht gerechnet, seine Nerven schienen nicht die besten zu sein, und er dachte darüber nach, ob er diesen Vorfall melden sollte.

Ein Mann auf den Schienen, der mit dem Feuer spielte oder es in der

Hand hielt.

Es hatte nicht nach einer Taschenlampe ausgesehen, eine Kerzenflamme hatte es ebenfalls nicht sein können, die wäre sofort ausgeblasen worden. Es schien eher ein Flammenwerfer gewesen zu sein, den der Unbekannte getragen hatte.

Edson bekam einen trockenen Hals. Er merkte kaum, daß die Anzahl der Lichter zunahm und er sich der nächsten Station näherte. Sie hieß Kentish Town.

Hier stiegen die meisten Fahrgäste aus. Edson schaute aus dem Fenster. Er sah die Leute auf den Bahnsteig springen. Die meisten von ihnen waren mit Plastiktaschen bestückt, in denen Weihnachtsgeschenke steckten. Die Zeit vor dem Fest waren auch die Wochen der großen Hektik.

Viele Fahrgäste stiegen an diesem Abend nicht mehr zu. Zwei Frauen, ein Mann, vier Jugendliche.

Sie verteilten sich auf die einzelnen Wagen. Edson mußte weiter.

Seine Gedanken drehten sich nach wie vor um den Unbekannten auf den Gleisen. Wo war er hergekommen? Wieso hatte er einfach in den Schacht laufen und sich dort aufstellen können?

Ein Verrückter, ein Selbstmörder, ein Wahnsinniger?

Die Türen schlugen zu. Er mußte weiter. Verspätungen durfte es nicht geben, der Fahrplan wurde eingehalten, darauf waren die Verantwortlichen der Tube, wie die U-Bahn in London genannt wurde, sehr stolz.

Wieder das gleiche Spiel.

Das Maul des Tunnels, weit aufgerissen, aber ohne Zähne, nur eben der dunkle Schlund, der den Zug schluckte, als hätte er einen gewaltigen Appetit.

Noch sieben Haltestellen bis zum Ende.

Edson jagte weiter. Er konzentrierte sich wie immer und alles lief glatt. Kein Hindernis befand sich mehr auf den Schienen, und er sah auch keinen Feuerschein.

Highgate hatte er erreicht. Hier stiegen nur noch zwei Personen zu, aber mehr verließen den Wagen.

Allmählich wurde die Bahn leer. Dann schaukelten und ratterten die Wagen wie tote, monströse, von innen erleuchtete Kästen über die Schienen.

Hinein in den Tunnel!

Edson spürte plötzlich den Druck im Magen. Er wußte, weshalb. Auch den kalten Schweiß auf seinem Gesicht konnte er sich nicht erklären. Es war alles normal gelaufen, er hatte nichts mehr gesehen, und auf der Strecke lag auch kein Hindernis.

Weshalb dann diese Vorahnung, daß etwas passieren könnte?

Matt blinkten die Scheinwerferstrahlen auf den Schienen. Die Wände

waren nicht zu sehen. Ein Gegenzug rauschte vorbei. Die Luft zwischen den beiden Zügen wurde zusammengepreßt, so daß die Wagen wackelten.

Dann ging es weiter - und hinein in das Feuer!

Es war urplötzlich da. Eine gewaltige Flammenwand, die den Tunnel von einer Seite bis zur anderen völlig ausfüllte. Das Feuer war aus dem Nichts entstanden, ohne Vorwarnung.

Ein gefährlicher Ball aus Flammen, eine Mauer, eine kochende Feuerhölle. Grausam, vernichtend, alles zerfressend und zerschmelzend.

Leroy Edson war mit seinen Nerven am Ende. Er sah das Feuer, aber er konnte nichts tun. Alles ging zu schnell. Sein Gesicht verzerrte sich noch, dabei dachte er an die Notbremse, als der Zug bereits in das Inferno hineinraste.

Die Welt um Edson und alle anderen Fahrgäste zerbarst. Sie wurde zu einer Flut aus Feuer, Hitze und Grauen. Daß es Edson vom Stuhl riß, merkte er nicht einmal.

Er wurde zu Boden geschleudert, überschlug sich dort und hatte den Eindruck, als er trotz seiner Angst die Augen noch geöffnet hielt, daß ihn aus den Flammen ein riesiges Gesicht angrinsen würde.

Dann wußte er nichts mehr…

***

Als ich den Rover an der Station East Finchley quer auf den Gehsteig setzte und stoppte, waren sofort zwei Polizisten da und wollten uns am Aussteigen hindern.

Ich zeigte meinen Ausweis.

»Sorry, Sir, aber wir wußten nicht…«

»Schon gut. Wie sieht es aus?«

Die Beamten hoben die Schultern. »Was sollen wir Ihnen sagen, Sir? Es ist ein Chaos.«

Ich nickte. »Wer leitet die Untersuchung?«

»Superintendent Clavell. Er ist extra abgestellt worden. Man rechnet mit Terroristen und einem Anschlag.«

»Danke.«

Suko und ich liefen auf den Treppenschacht zu. Aus ihm wehte uns wärmere Luft entgegen, während über unseren Köpfen der Wind eine winterliche Kühle mitbrachte.

»Terroristen?« fragte Suko, als wir die Stufen hinabschritten. »Glaubst du daran?«

»Kann sein.«

»Dann hätte uns Sir James nicht hingeschickt.«

Da hatte Suko recht. In der Tat waren wir von unserem Chef beauftragt worden, uns die Unglücksstelle näher anzusehen. Wir

hatten das Büro schon verlassen und waren zu Hause angekommen.
Informiert worden waren wir nur stückweise. Jedenfalls war ein U-Bahnzug verunglückt.
Auch am Ende der Treppe sah ich die Uniformen. Die Männer bildeten einen regelrechten Kordon, und sie ließen nur Amtspersonen durch, die sich ausweisen konnten.
Auch wir wurden aufgehalten. Über Walkie-talkie fragte ein Mann nach, bekam eine positive Antwort, so daß wir passieren konnten und auf einen Bahnsteig schritten, der vom normalen Publikumsverkehr geräumt war. Nur Polizisten in Uniform oder Zivil hielten sich dort auf.
Dann sahen wir die Bescherung. Der Zug war noch bis in die Station hineingerast, allerdings nicht mehr auf den Schienen. Eine gewaltige Kraft hatte ihn von den Schienen weggerissen und auf der Seite in die Station geschleudert.
Da lag er nun.
Zerfetzt, zersplittert, gebogen, eingedrückt. Eine gewaltige Masse Stahl, die eine Bahnsteigkante aus Beton einfach zerrissen hatte, als wäre sie der Saum eines Kleides. Es roch nach Staub und Schmieröl, und es war relativ still.
Links von uns sah ich einen zerfetzten Kiosk. Eine Tür hatte sich gelöst und war in die kleine, zum Glück menschenleere Bude hineingeflogen, aber sie hatte sie restlos zertrümmert. Die Zeitschriften und Magazine verteilten sich auf dem schmutzigen Fliesenboden.
Ich schüttelte den Kopf. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Der Zug sah aus wie eine schlafende Schlange aus Metall. Verbogener Stahl, Glas dazwischen, dessen Scherben im kalten Licht der Beleuchtung glitzerten.
Und keine Toten!
Das war es, was uns wunderte und das auch unseren Chef Sir James hatte aufmerksam werden lassen. Es gab keine Leichen. Bei Unglücken dieser Art boten die Unfallstellen oft ein Bild des absoluten Schreckens, so daß viele Leser nicht genau hinschauten, wenn sie Fotos in ihren Zeitungen präsentiert bekamen.
Hier war alles anders.
Wir blieben stehen und schauten uns das zerfetzte und verbogene Gebilde an. Es ragte noch zum Teil in den Tunnel hinein und wirkte wie das Kunstwerk eines überspannten Bildhauers.
Suko schüttelte den Kopf. »Verstehst du das, John? Der Zug ist doch nicht leer gewesen, auch wenn er sich nicht weit von der Endhaltestelle entfernt befunden hat.«
»Sicher.«
»Zumindest hätte man die Leiche des Fahrers finden müssen, aber sie

ist ja auch nicht zu sehen.«

Um die Beleuchtung zu verbessern, hatte man noch Standscheinwerfer aufgebaut, die ihre breiten Lichtstrahlen auf den liegenden und verunglückten Zug schleuderten.

Kein Toter, kein Blut - nur Metall, Glas und zusammengequetschter Kunststoff der Sitzbänke.

Ich mochte diese Bahnsteige nicht. Für mich waren sie leblos, auch wenn Betrieb herrschte. Hier zog es auch im Tunnel, in den ich hineinschaute. Ein dunkles Loch, in dem sich das Licht verlor, das die aufgestellten Scheinwerfer auch dort hineinschleuderten.

Als ich mich drehte, knirschten unter meinen Sohlen kleine Scherben. Suko stieß mich an. »Da kommt jemand, John.«

Ich wandte mich um und sah einen Mann auf uns zukommen, der eine Uniform trug und wegen der Kälte auch einen Mantel übergestreift hatte, der allerdings offenstand.

Der Mann sah aus wie ein General. Er war knapp Fünfzig, hatte sich aber noch gut gehalten. Sein federnder Gang ließ darauf schließen, daß er noch viel Sport trieb. Das Gesicht zeigte kantige Züge.

Es war wohl typisch für Leute, die vom Militär gekommen waren und dann Posten besetzten, die ihrem früheren Job glichen.

Er musterte uns aus grauen Augen und nickte dann. »Sie sind Oberinspektor Sinclair und Inspektor Suko?«

»Ja.«

»Superintendent Clavell. Ich leite hier das Ganze.«

»Das hatten wir uns schon gedacht, Sir«, erwiderte ich und griff zu den Zigaretten. »Haben Sie bereits eine Erklärung für dieses Unglück?«

»Natürlich. Die Wagen sprangen aus den Schienen. Sie sind dann noch bis in die Station hineingeschleudert worden. Vor Ihren Augen sehen Sie die Bescherung.«

Ich ließ den Rauch aus meinen Nasenlöchern strömen, nickte und erkundigte mich mit leiser Stimme: »Wo sind die Fahrgäste?«

Clavell atmete tief ein. »Genau das ist das Problem.«

»Unterwegs ausgestiegen sind Sie bestimmt nicht.«

Er blickte mich fast strafend an. »Nehmen Sie den Fall auf die leichte Schulter?«

»Bestimmt nicht, aber eine Erklärung muß es ja geben, wie auch immer.«

Die dünnen Lippen des Superintendenten zuckten. »Es fällt mir zwar schwer, es zuzugeben, aber wir treten auf der Stelle. Wir wissen nicht, was mit den Fahrgästen geschehen ist.«

Suko stellte die nächste Frage. »Haben Sie herausfinden können, wie viele Menschen sich im Zug befunden haben?«

»Nicht genau. Wir telefonierten zwar mit der Nachbarstation und bekamen einen Fahrdienstleiter an den Hörer, aber wir sind nur auf

dessen Schätzungen angewiesen, die natürlich in sich noch sehr schwanken, wie Sie sich vorstellen können.«

»Dann haben Sie also keine Zahl?« Suko ließ nicht locker.

»Nein. Vielleicht zwischen zehn und fünfundzwanzig Personen.«

»Von denen keine mehr da ist.«

»Richtig.«

»Deshalb ließen Sie uns rufen?« fragte ich.

Durch die Nase holte Clavell Luft. Er ballte auch die Hände. »Ja, ich kenne Ihren Ruf. Er hat sich auch bis zu unserer Sonderabteilung herumgesprochen. Kollegen von mir haben schon mit Ihnen zusammengearbeitet und mich zwar nicht gerade überzeugt, mir aber geraten, Sie einzuschalten, weil wir alle Möglichkeiten durchgehen müssen. Sie verstehen?«

Ich amüsierte mich, da Clavell um das Thema herumredete und den Begriff Schwarze Magie vermied. »Also auch übersinnliche Phänomene?«

Er nickte, was ihm schwerfiel.

»Den Beweis sollen wir Ihnen erbringen.« Ich schaute mich um. »Einfach wird es nicht sein.«

»Aber Sie sind die Fachleute. Wie ist es möglich, daß Menschen einfach verschwinden. Gehalten hat der Zug im Tunnel nicht, so daß die Fahrgäste vielleicht ausgestiegen sind?«

»Das glaube ich auch nicht. Haben Sie nachgeforscht, weshalb der Zug aus den Schienen sprang?«

»Es sind Spezialisten meiner Abteilung dabei, dies zu untersuchen. Sie befinden sich im Tunnel.« Er deutete auf den umgestürzten Zug. »Für mich allerdings ist wichtig, wo die Menschen geblieben sind. Das will ich herausfinden. Oder vielmehr, Sie sollen es.«

»Da gäbe es einige Möglichkeiten«, sagte ich.

»Und welche?«

Ich schaute ihn an. »Sir, Sie sind ein Realist, wie ich annehmen darf. Glauben Sie an Dinge, die außerhalb unserer Vorstellungskraft liegen?«

»Nur ungern.«

»Aus diesem Grunde möchte ich Sie mit meiner Theorie auch nicht behelligen.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an, Sinclair, reden Sie ruhig.«

»Wie Sie wollen, Sir. Ist Ihnen der Begriff transzendentales Tor bekannt?«

»Nein.« Die Antwort sprang förmlich über seine Lippen. »Obwohl ich mir vorstellen kann, was Sie damit meinen.«

Ich präzisierte. »Ja, der nicht sichtbare Eingang in eine andere Welt.«

»Das meinte ich.«

»Man kann unter anderem annehmen, daß es in diesem Tunnel solch

ein Tor gegeben hat.«
Clavell kombinierte messerscharf.
»Dann müßte der Zug ja auch verschwunden sein.«
»Im Prinzip richtig. Vielleicht haben es die uns bekannten Kräfte auch nur auf die Menschen abgesehen gehabt.«
»Ist auch möglich. Etwas anderes spricht aber gegen Ihre Theorie, Sinclair.«
»Und was?«
»Wir haben zwar keine direkten Zeugenaussagen, aber der Fahrer eines Gegenzuges glaubte, als er den Unglückszug passiert hatte, etwas gesehen zu haben. Und zwar einen roten Schein.«
»Das würde auf Feuer hindeuten.«
»Sehr richtig.«
»Sind die Wagen geschwärzt, verbrannt…?«
»Nein, eigentlich nicht. Weil wir keine dementsprechenden Spuren gefunden haben, stellen wir die Aussage dieses Zeugen auch sehr in Frage und verlassen uns lieber auf die eigenen Untersuchungen.«
Suko hatte in den letzten Minuten geschwiegen. Jetzt rückte er mit einem Vorschlag heraus. »Ich würde sagen, John, daß wir uns einmal im Tunnel umschauen - oder?«
Ich hatte keine Einwände, auch Clavell war dafür. »Soll ich Ihnen Lampen besorgen?«
»Das wäre nett.«
Wir bekamen Stablampen, die einen sehr breiten Lichtstrahl abgaben, so daß wir nicht blind durch die Düsternis tappen mußten.
Um auf den Gleiskörper zu gelangen, mußten wir das liegende Gebilde umrunden. Auch später stiegen wir über zerquetschte, verformte und abgerissene Teile, die kaum noch zu identifizieren waren. Was hätte alles passieren können, wenn der Bahnsteig voll besetzt gewesen wäre? Daran wollte ich erst gar nicht denken.
Vor uns öffnete sich der Tunnel. Nicht zum erstenmal trieben wir uns in diesem unterirdischen Gelände herum. Es war immer wieder auf gewisse Art und Weise faszinierend, denn ein leicht flaues Gefühl blieb bei mir trotzdem zurück.
Suko und ich gingen nebeneinander. Dieser Streckenabschnitt war stillgelegt worden. An den Seiten brannten die Lampen der Notbeleuchtung, die allerdings kaum Licht abgaben, so daß die Taschenlampen schon sehr nützlich waren.
Von Clavells Leuten sahen wir nichts. Vielleicht trieben sie sich auch sehr weit vorn herum oder waren durch einen der seitlichen Notausgänge verschwunden.
Wir ließen uns Zeit.
Nicht allein die Wände leuchteten wir ab, auch die Gleise, aber Spuren fanden wir keine.

Weder von einer Schwarzen Magie noch von irgendwelchen anderen Dingen, die auf einen Unfall hingewiesen hätten.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich grübele bereits die ganze Zeit über ein Motiv nach, kann aber keines finden. Wie ist es mit dir?«

»Ebenso.«

Vor uns sahen wir die typischen bleichen Finger anderer Taschenlampen. Das mußten Clavells Männer sein. Sie waren aus einem der seitlichen Notausgänge erschienen und befanden sich noch ziemlich weit von uns entfernt. Nur weil sie Taschenlampen trugen, sahen wir sie überhaupt.

Aber noch etwas erkannten wir.

Eine Flamme.

Sie tanzte ungefähr auf halber Strecke zwischen uns und Clavells Männern. Zuerst sah es so aus, als ob sie einfach in der Luft schwebte. Beim Näherkommen aber schälten sich die Umrisse eines Mannes aus der Tunnelfinsternis hervor.

»Wer ist das?« hauchte Suko.

Ich konnte keine weitere Frage stellen, auch keine Antwort geben, denn vor uns entstand eine Hölle…

***

Die Hölle aus gelbroten, brausenden Flammen, wobei es schien, als wären sie aus dem Boden gesprungen. Im Nu hatten sie die gesamte Breite des Tunnels erfaßt und bildeten von Wand zu Wand eine zuckende, fauchende und wahrscheinlich auch heiße Mauer.

Wir hatten uns abgewandt, die Hände schützend vor die Augen gelegt, und wollten gegen das Feuer etwas unternehmen, als es bereits wieder verschwunden war.

Nicht einmal ein breiter Wasserfall hätte es so schnell löschen können. Suko und ich schauten wieder in die Dunkelheit, in der nicht die kleinste Flamme zuckte.

Dann schauten wir uns an.

»Verdammt, John, das ist ein Ding.« Suko schüttelte den Kopf. »Da komme ich nicht mit.«

Mein Freund hatte mir aus der Seele gesprochen, und mir war noch etwas anderes aufgefallen. Auch von Clavells Männern war nichts zu sehen. Sie schienen vom Erdboden verschwunden zu sein.

Vielleicht waren sie verbrannt, ohne Rückstände. Da hätten wir dann eine furchtbare Erklärung für das Fehlen der Toten gehabt, und das Feuer hatte gleichzeitig auch die Aussagen dieses Zeugen bestätigt, dem der Superintendent nicht hatte glauben wollen.

Suko beschäftigte sich mit ähnlichen Gedanken wie ich. »Mein Gott, John, das kann doch nicht wahr sein.«

»Was wissen wir schon.«

Natürlich hatten wir nicht allein die Flammen gesehen. Auch den Männern auf dem Bahnsteig waren sie aufgefallen. Sie rannten herbei, an der Spitze Clavell.

Er winkte sogar mit beiden Händen. Scheinwerfer wurden gedreht, blendeten uns und stachen tiefer in den Tunnelschacht. Das Licht war außerdem so stark, daß es ungefähr die Stelle erreichte, wo die beiden Agenten verschwunden waren.

Wir drehten dem Licht den Rücken zu und rannten los. Ich wollte wissen, was mit den Leuten geschehen war.

Wir sahen sie nicht mehr, und wir entdeckten auch keine Spuren, obwohl wir jeden Fußbreit Boden in der Nähe ableuchteten.

»Restlos verbrannt!« sagte Suko leise, war aber trotzdem von Clavell gehört worden, der ihn hart anfuhr.

»Was sagen Sie da?«

»Sir, Ihre Leute standen genau dort, wo das Feuer aufgeflammt ist. Das wollte ich Ihnen sagen. Aus diesem Grunde sehen wir auch nichts mehr von ihnen. Sie haben ebenso wenig Spuren hinterlassen wie die Passagiere aus der U-Bahn.«

Clavell atmete tief ein. Ich sah eine menschliche Regung bei ihm, denn er verzog das Gesicht und wischte mit einer müden Bewegung über beide Wangen. »Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte er und herrschte seine Leute an. »Leuchtet jeden Spalt aus, jeden Flecken. Ich will hier eine genaue Untersuchung haben.« Um den Männern nicht im Wege zu stehen, trat er zur Seite, und wir taten es ihm nach.

Nahe der schmutzigen Tunnelwand blieben wir stehen. Clavell gesellte sich zu uns. Er hob die Schultern. »Ich bin ratlos, Gentlemen«, erklärte er. »Und das passiert selten.«

»Uns ergeht es kaum anders.«

»Aber Sie sind Spezialisten.«

»Sicher, und wir haben auch gesehen, wie es gemacht wurde. Das Feuer entstand aus dem Nichts. In einer so kurzen Zeitspanne, daß man kaum reagieren konnte. Es war plötzlich da und schlug, man kann ruhig sagen, grausam zu. Ihre Männer hatten keine Chance, und wir hatten auch keine Möglichkeit, sie zu retten. Das ist leider so.«

Er nickte. »Verbrannt!« flüsterte er. »Spurlos verbrannt, wie auch die Passagiere.«

»So sieht es aus.«

Sein Kopf ruckte herum. Clavell sah bleich aus. Das lag nicht allein am blassen Licht der Lampen, dieser Mann zeigte uns auch seine Erschütterung.

»Ich kann es nicht glauben…«

»Das ist auch schwer.«

Er schüttelte den Kopf. »So meine ich das nicht, Sinclair. Ich kann einfach nicht glauben, daß jemand spurenlos verbrennt. Höchstens bei

einer nuklearen Katastrophe, und mit der haben wir es ja nicht zu tun. Ich habe das Feuer gesehen. Es sah völlig normal aus, oder ist Ihnen dabei etwas aufgefallen?«

»Auch nicht.«

»Also hätten Reste zurückbleiben müssen. Asche…«

»Ja, bei einem normalen Feuer«, sagte Suko.

»Waren die Flammen nicht normal?«

»Sie sahen so aus, Sir. Es kann aber auch Feuer aus einer anderen Welt gewesen sein.«

»Wie meinen Sie das denn?«

Sukos Mund verzog sich bei der Antwort. »Höllenfeuer«, erwiderte er leise. »Flammen, die der Teufel geschickt hat, um seine Pläne zu verfolgen.«

»Das kann doch kein vernünftiger Mensch glauben«, wehrte der Superintendent ab.

»Wir sollten uns trotzdem damit auseinandersetzen, Sir«, sagte ich. »Wir haben noch etwas gesehen. Kurz bevor die Flammen den Tunnel ausfüllten, sahen wir die Gestalt eines - ja«, ich nickte. »Eines Mannes.«

»Hier im Tunnel?«

»Ja. Fast genau dort, wo das Feuer aus dem Boden schlug, wie wir annehmen.«

»Und wer war das?«

Ich lachte hart. »Wenn wir das wüßten, ging es uns besser. Wahrscheinlich der Initiator des Ganzen.«

»Der Teufel, wie?«

»Wir wollen es nicht hoffen«, erwiderte ich ernst.

Clavell nahm die Mütze ab und strich über das grauschwarze Haar. »Nein, nein, das kann ich nicht glauben. Da muß es einfach eine andere Erklärung geben.«

»Es wäre schön, wenn wir Sie hätten.«

Einer der Spurensucher kam zu uns. »Sir«, meldete er, »es sieht nicht gut aus. Wir haben nichts gefunden. Rein gar nichts, wenn Sie verstehen, Sir.«

»Das muß ich ja wohl.« Er nickte uns zu. »Ich danke Ihnen. Wahrscheinlich kommen wir beide nicht zum Zug, egal, von welcher Seite wir den Fall auch anpacken. Bleiben Sie überhaupt am Ball?«

Ich lächelte schief. »Sir, diese Fälle sind unsere liebsten. Sie können sich darauf verlassen, daß wir alles tun werden, um das Verschwinden der Personen aufzuklären.«

Er ging auf meine Bemerkung nicht ein. »Verflucht«, sagte er nur. »Wo kommen wir da hin? Feuer aus der Erde, Feuer vom Himmel. Wo stehen wir eigentlich?«

»Vielleicht am Anfang vom Ende«, antwortete ich trübe.

Er nickte und setzte danach seine Mütze wieder auf. »Das scheint mir auch so. Hören wir noch voneinander?«

»Natürlich.«

Als wir uns schon abgewendet hatten und gehen wollten, stoppte er uns mit einer Frage. »Warten Sie noch.« Er kam dicht an uns heran. »Angenommen, ich glaube Ihnen die Theorie vom Höllenfeuer. Wo könnten dann die Menschen sein?«

Eine gute Frage, auf die wir auch keine Antwort wußten. Und das sagten wir ihm.

Clavell ließ nicht locker. »In der Hölle?«

»Vielleicht.«

»Keine Energie geht verlören«, zitierte er ein physikalisches Gesetz. »Sie können sich auch verwandelt haben. Vielleicht in Gas oder in Rauch.«

»Alles ist möglich, Sir«, gab ich ihm zur Antwort. »Wirklich alles. Und wir werden es herausfinden…«

Im stillen gab ich seiner letzten Theorie recht. Nur ahnten wir zu dem Zeitpunkt nicht, was tatsächlich geschehen war…

***

Der Mann stand am Fenster, schaute durch die Scheibe und konnte trotzdem nicht viel sehen, denn die einsetzende Dunkelheit hatte das Land wie mit einem gewaltigen Tuch bedeckt. Wenn er sehr scharf schaute, erkannte er in der Ferne die Felsen, wo bereits das Meer begann oder vielmehr die kleine Bucht, die das Wasser im Laufe der Jahrtausende in den Fels gespült hatte.

Er saugte an seiner Zigarette, blies den Rauch gegen die Scheibe und sah zu, wie sich dieser zu dünnen Wolken aufblähte, die sich verteilten.

In seinem Arbeitszimmer mit der hohen Decke brannte nur eine Lampe.

Es war die Schreibtischleuchte, die wie ein geteilter Mond über der braunen Platte schwebte. Sie breitete das Licht ihrer drei versetzten Lampen so aus, daß auch die Winkel des mit Manuskripten, Büchern und Papieren überladenen Schreibtisches erfaßt wurden. Der Stuhl davor besaß eine hohe Rückenlehne und bestand aus wertvollem Leder.

Es roch nach Tabak und Wärme in dem Zimmer. Ein Geruch, der Herbert Friday eigentlich immer umgab. Wenn seine Frau nicht gewesen wäre, hätte er wohl kaum gelüftet, denn Friday fühlte sich eigentlich nur hier so richtig wohl.

In diesem Zimmer arbeitete er, da entstanden seine Werke, die sich gut verkauften.

Es waren Bücher, die im Trend lagen.

Esoterik war in. Lebenshilfe durch unbekannte Kräfte, durch Meditation, innere Einkehr, der Versuch, eins mit dem All und der Natur zu werden und einzugehen in den gewaltigen Kreislauf, das waren Gebiete, mit denen sich Herbert Friday beschäftigte und über die er auch schrieb. Dabei gehörte er nicht zu den Menschen, die in eine Marktlücke gestoßen waren, um schnell etwas zu verkaufen. Nein, er war ein Mann, der an die Dinge glaubte. Wiedergeburt war für ihn ein Thema, das wissenschaftlich erforscht werden mußte. Er hatte sich mit dem Gebiet beschäftigt, und er wußte auch, daß Kräfte in ihm schlummerten, die möglicherweise viele Menschen besaßen, davon aber nichts wußten.

Friday bezeichnete sich als einen Seismographen!

Er war empfindlich und merkte fremde Strömungen, die ihn störten, immer sehr schnell. Wenn seine Frau sich nicht wohl fühlte, wußte er es, bevor sie es ihm noch hatte mitteilen können. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sich Margret darüber erschreckt, mittlerweile aber daran gewöhnt.

Der Abend war gekommen. Herbert Friday hatte fast zehn Stunden gearbeitet, fühlte sich ein wenig erschöpft und hätte auch rechtschaffen müde sein müssen, aber das war nicht der Fall. Da war ein anderes Gefühl in ihm, das die Müdigkeit zwar nicht vertrieb, aber wie ein Schattenboxer dagegen ankämpfte.

Unruhe…

Herbert bezeichnete sich als einen Mann mit dem zweiten Gesicht. Er konnte zwar nicht hellsehen, aber er wußte stets Bescheid, wenn etwas Ungewöhnliches in seiner Nähe geschah.

So war es auch heute.

Nur war er sich nicht sicher, ob dieses Ungewöhnliche schon eingetreten war oder noch kommen würde. Die Zeichen jedenfalls standen »günstig«. Das beunruhigte ihn stark.

55 Jahre war er inzwischen alt geworden und hatte noch nichts von seiner übernormalen Größe verloren. Nur die Pfunde waren mehr geworden, er mußte auch eine Brille tragen, und das Haar zeigte ebenfalls graue Fäden, die sehr dünn waren, aber noch so dicht, daß sie einen Scheitel bilden konnten.

Hinter den Brillengläsern sah der Betrachter unruhige Augen. Ihr Blick ließ darauf schließen, daß dieser Mann ständig unter einer gewissen Spannung stand. Er wirkte wie jemand, der etwas mitzuteilen hatte und das auch raus mußte.

Dies hatte auch dazu beigetragen, daß er seinen Lehrerberuf aufgab und Schriftsteller geworden war.

Sechs Bücher waren von ihm bisher erschienen, an einem siebten arbeitete er. Das Thema umfaßte einen fernöstlichen Gesundbeter-Kult, und Friday wollte durch seine Schrift beweisen, daß dies in den

fernen Ländern tatsächlich existierte.

Die Arbeit an diesem Buch würde sich sehr lange hinziehen. In seinem Arbeitszimmer war er ebenfalls von Büchern umgeben. Sie standen Rücken an Rücken in den deckenhohen Regalen und beschränkten sich nicht allein auf Fachliteratur.

Auf der Fensterbank stand ein flacher Messingascher. In ihn ließ er die Kippe hineinfallen, wo sie sich zu den anderen fünf gesellte und allmählich verglomm.

Wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte und seinen Blick nach links wandte, konnte er die Lichter des Dorfes erkennen. Sie schimmerten wie eine Gruppe von Sternen in der Dunkelheit.

Weiter oben, wo die Felsen begannen, stand noch ein Haus. Ein düsteres Gebilde, kein Schloß oder eine Burg, aber größer als ein normales Wohnhaus.

Es war leer, dennoch verschlossen. Angeblich sollte dort ein Städter wohnen, aber kaum jemand hatte ihn zu Gesicht bekommen. Man redete nicht viel über den Mann und wenn, dann wob man Geheimnisse und stilisierte ihn hoch zu einem gefährlichen Menschen, dem man lieber aus dem Weg gehen sollte.

Herb Friday hatte oft genug vor dem Haus gestanden und es sich angeschaut. Es hob sich, bis auf ein wenig Rankengrün, kaum von den Felsen ab.

Dennoch fühlte sich Herbert von dem Gebäude wie magisch angezogen. Den Grund konnte er nicht sagen, er hatte oft darüber nachgegrübelt, war aber zu keinem Ergebnis gekommen.

Irgendwie mußte es zwischen ihm und dem Haus einen Zusammenhang geben, vielleicht eine Verbindung oder Ähnliches. Jedenfalls wußte er es nicht, noch nicht.

An diesem Abend war es besonders schlimm. Trotz der Dunkelheit schaute er immer wieder aus dem Fenster in diese Richtung, ohne allerdings etwas erkennen zu können.

Nicht ein Lichtschein brannte hinter den Fenstern. Trotzdem hatte Herbert das Gefühl, als wäre dieses Haus bewohnt. Nur kannte er den Namen des Besitzers nicht.

Er versuchte an sein neues Buch zu denken. Wie immer wollte er es unter seinem Pseudonym schreiben. Er hatte sich den Namen Dariolo zugelegt. Er hörte sich besser an als Herbert Friday, und er paßte auch zu den Themenkreisen, über die er schrieb.

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn aus seinen Gedanken. Dariolo drehte sich um und fragte: »Bist du es, Margret?«

Sie öffnete schon die Tür. »Wer sonst?« Auf der Schwelle blieb Margret Friday stehen. Weiches Licht, aus dem Flur strömend, umflutete sie. Margret war fünf Jahre jünger als ihr Mann. Sie färbte sich das Haar stets rabenschwarz, und sie machte einen sehr

warmherzigen, mütterlichen Eindruck.

Es lag vielleicht auch an der etwas fülligeren Figur, denn sie sah keinen Sinn darin, stark abzunehmen. Dennoch paßte sie gut in Hosen hinein, und eine schwarze Hose hatte sie auch jetzt übergestreift. Im Kontrast dazu stand der quittengelbe Pullover.

»Es ist Zeit, Herbert«, sagte sie.

Friday war vorgegangen, schaute auf seine Papiere und hatte die Handfläche auf die Schreibtischplatte gestützt. »Für was ist es Zeit?«

»Ich habe das Dinner fertig.«

»Das ist schön für dich.«

»Für dich nicht?«

»Nein, ich bin nicht hungrig.«

Margret war enttäuscht. Sie zeigte es dadurch, daß sie die Lippen zusammenpreßte. Wieder einmal, dachte sie. Mit ihrem Mann hatte sie es nicht leicht. Herbert war sehr oft introvertiert, konnte aber von einem Augenblick zum anderen sprunghaft reagieren und sich blitzschnell mit einem anderen Thema beschäftigen.

In den über zwanzig Jahren ihrer Ehe hatte sie ihren Gatten genau kennengelernt, und sie wußte auch, wie sie ihn zu nehmen hatte, denn sie bildete in der Familie den ruhenden Pol.

So auch jetzt.

Andere Frauen hätten die Tür zugeschlagen und sich beschwert, Margret aber durchquerte das Zimmer und blieb neben ihrem Gatten stehen. Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Was ist los mit dir? Du hast heute sehr viel gearbeitet. Eigentlich müßtest du Hunger haben.«

»Nein, nicht.«

»Ist etwas?«

Er hob die Schultern, wurde genau dort von seiner Frau angefaßt, die ihn herumdrehte, so daß er sie anschauen mußte. »Bitte, Herbert, du hast etwas, das sehe ich dir an.«

»Vielleicht.«

»Willst du es mir nicht sagen?«

Er bewegte unwirsch seinen Kopf. »Was nutzt es denn? Damit muß ich allein fertig werden.«

»Sind es wieder die Ahnungen?«

Herbert hob die Hand und strich über sein Haar. »Ja, das sind sie. Du hast recht.«

»Sehr schlimm?«

»Wie kaum zuvor«, erwiderte er. »Ich weiß, daß etwas passieren wird, aber ich weiß nicht, was.«

Margret hütete sich, darüber zu lächeln. Zu oft hatte ihr Mann damit ins Schwarze getroffen. »Bedrückt es dich stark?«

»Natürlich.«

»Dann ist es etwas Negatives.«
»Das sehe ich auch so.«
»Und was könnte es sein? Hast du in deinem Innern mal nachgeforscht?«
»Das ist schwer, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß es mit dem Haus dort drüben zusammenhängt.«
»Es ist unbewohnt.«
»Weiß man es?«
Margret schaute ihrem Mann forschend in die Augen. »Hast du etwa mehr erfahren?«
»Nein.«
»Was ist es dann?«
Herbert drehte den Kopf weg. »Ich kann es dir nicht sagen. Es beunruhigt mich so.«
Margret Friday holte laut und vernehmlich Luft. »Ich habe schon länger gespürt, daß es dich beunruhigt, Herbert. Ich meine, daß wir nicht hierher hätten ziehen dürfen.«
»Da muß ich widersprechen. Es war ein Zwang, Margret. Ja, es war wie ein Zwang. Ich mußte mir das Haus hier kaufen. Ein Wohnsitz in der Einsamkeit ist es geworden, aber nicht nur das. Ich fühlte, daß ich an dieser Stelle genau richtig war.«
»Und das hing mit dem Vorhandensein des zweiten Hauses zusammen, wenn ich dich richtig verstanden habe?«
»Ja.«
»Was hat es an sich?«
Herbert hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht einmal, wer darin wohnt oder wer nicht darin wohnt. Ich kenne seinen Namen nicht, aber ich habe mich entschlossen, ihm einen Besuch abzustatten.«
Die Frau hob abwehrend beide Hände. »Das kannst du nicht machen, Herbert. Du darfst nicht in das Haus eindringen. Es wäre sogar gegen das Gesetz.«
»Was spielt das Gesetz schon für eine Rolle, wenn es um andere, wichtigere Dinge geht?«
»Und um welche?«
»Das kann ich dir noch nicht sagen. Jedenfalls umgibt das Haus ein Geheimnis. Und dieses Geheimnis hängt irgendwie mit meiner Person zusammen. Ich weiß nur noch nicht, wie dieses geschehen konnte, aber ich werde es herausfinden.«
»Vielleicht mußt du das sogar.«
»Bestimmt.«
»Willst du jetzt essen?«
»Was gibt es denn?«
»Ich habe Salat gemacht. Wir können unser selbstgebackenes Brot

dazu essen.«

Herbert Friday nickte. »All right, ich komme gleich.« Er drehte sich noch einmal um, schaute durch das Fenster und dabei genau in die Richtung, wo das Haus lag.

Margret hatte sich schon abgewendet und sah plötzlich, wie durch die Gestalt ihres Mannes ein Ruck ging. »Nein, das darf nicht wahr sein«, flüsterte er.

»Was ist denn?«

»Komm her, komm her.« Er hielt den Arm nach hinten gestreckt und winkte ihr zu, ohne dabei allerdings seinen Blick vom Fenster wegzudrehen.

Margret stellte sich neben ihn. Auch sie kam aus dem Staunen nicht heraus. Ihr Mund blieb offen.

Nur mühsam quälte sie sich einen Kommentar heraus. »Das kann doch nicht sein…«

»Es ist aber wahr!«

Auf dem Weg, der vom Strand her zum Haus führte, bewegten sich Feuerzungen entlang…

Das Ehepaar Friday stand in den folgenden Sekunden starr vor der Scheibe. Keiner der beiden sagte ein Wort. Sie schauten hinaus, waren gebannt und gleichzeitig tief betroffen. Margret bekam eine Gänsehaut. Zwar war es dunkel, aber trotz der Entfernung hätten sie erkennen müssen, wenn Menschen Fackeln getragen hätten.

Das aber war nicht der Fall. Die Feuerzungen schwebten nicht nur von allein in der Luft, sie besaßen auch ein Ziel und glitten auf das Haus zu.

»Unmöglich!« hauchte Margret.

Ihr Mann schüttelte den Kopf. »Nein, nichts ist unmöglich. Ich wußte, daß etwas nicht stimmte. Ich hatte das Gefühl. Es stieg immer stärker in mir hoch. Dabei muß es einfach zu einer Eskalation kommen. Jetzt ist es soweit. Ich sage dir eines, Margret: Dieser Abend und die folgende Nacht können für uns sehr wichtig werden, vielleicht sogar von einer zukunftsweisenden Bedeutung.«

»Wie du das aussprichst«, flüsterte sie, »macht es mir irgendwie Angst.«

»Das braucht es nicht.«

»Doch, Herbert, doch.«

»Feuer«, sagte er mit etwas pathetisch klingender Stimme und trat einen Schritt vom Fenster zurück.

»Feuer ist etwas Wahres, etwas Reinigendes. Das Feuer lodert, es gibt uns Zeichen…«

»Es kann auch zerstören, Herbert.«

Der Schriftsteller senkte den Kopf. »Ja, das kann es«, gab er mit leiser Stimme zu. »Wenn man es nicht unter Kontrolle hält. Dann ist es

grausam, dann vernichtet es alles…«

»Und du traust dir zu, es unter Kontrolle zu halten?«

Herbert Friday richtete sich auf. Er sah so aus, als würde er vor seinem Vorgesetzten stehen. »Ja, das traue ich mir zu. Ich werde gehen, Margret. Ich muß mir das Haus ansehen, verstehst du es?«

»Bitte nicht jetzt.«

Herbert warf einen Blick aus dem Fenster. »Gerade jetzt, Margret. Nichts hält mich auf. Ich spüre die innere Stimme, die mir den Weg weist. Ich muß es tun.«

Sie ging auf ihren Mann zu. »Und ich habe Angst um dich. Schreckliche Angst. Kannst du das begreifen?«

»Nein, Margret. Du solltest Vertrauen zu mir und in meine Stärke haben.«

Margret senkte den Kopf. Sie kannte ihren Mann. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, gab es niemanden, der ihn davon abbringen konnte.

Und so fügte sie sich wieder einmal in ihr Schicksal. Aus dem Fenster im Erdgeschoß schaute sie ihm nach. Herbert hatte seinen Mantel übergeworfen und das Haus schon verlassen. Er stemmte sich gegen den Wind und hob sich als einsame Gestalt auch von der dunklen Wegfläche ab. Er ging schnell, als hätte er noch etwas Wichtiges zu erledigen, bevor ihn der Tod erfaßte.

Margret aber faltete die Hände. Sie sah Unheil auf das Haus und die Familie zukommen…

***

Wir hatten unseren Schock noch immer nicht verdaut, als wir aus dem Lift kamen und das Büro unseres Chefs betraten. Er ließ uns kaum Zeit, die Mäntel abzulegen, denn er fragte sofort: »Was hat es gegeben? Ich habe mit Superintendent Clavell telefoniert und bin gewissermaßen eingeweiht.«

»Das ist gut, Sir.«

»Bitte.«

Wir nahmen Platz. Ich drückte meine Hände gegen die Wangen und hob dabei die Schultern. »Es tut mir leid, Sir, aber ich kann mit keinen Neuigkeiten dienen.«

Er nickte. Sir James gehörte zu den Menschen, die immer wieder nach Lösungen suchen und sie zumeist auch finden. In diesem Fall allerdings sah es ziemlich düster aus. »Der Schrecken muß schlimm gewesen sein, oder nicht?«

»Das kann man wohl sagen«, erklärte Suko.

»Und es gibt keine Spur?«

»Nein, die Menschen sind wirklich spurlos verschwunden.«

»Wie ist das möglich?«

»Höllenfeuer«, antwortete ich. »Etwas anderes kann ich Ihnen auch nicht sagen.«
»Vom Teufel geschickt?«
»Wahrscheinlich.«
Sir James nahm die Brille ab. Seine Augen sahen viel kleiner aus, das Gesicht hatte einen völlig anderen Ausdruck bekommen. »Ja«, sagte er und nickte, »wieder einmal Asmodis.«
»Falls er dahintersteckt«, erklärte Suko.
»Wieso?«
Der Inspektor warf mir einen fragenden Blick zu, aber ich winkte ab und ließ ihn reden. »Sir«, sagte er, »wir haben zuvor eine Gestalt entdeckt. Das heißt, kurz vor dem Aufwallen des Feuers.«
»Und?«
Suko hob die Schultern. »Sorry, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Sir, aber Sie können John fragen, dieser Typ sah mir nicht so aus wie Asmodis.«
Ich nickte.
»Und weiter.«
Diesmal übernahm ich das Wort. »Nichts weiter, Sir. Das Feuer blaffte auf und füllte den ganzen Tunnel aus. Wir konnten nichts machen. Zwei Agenten verschwanden, verbrannten, wie immer Sie wollen. Es blieb nichts zurück.«
»Wirklich keine Spur?«
»Nein.«
Sir James hatte seine Brille wieder aufgesetzt. »Auch keine Asche, nicht wahr?«
»So ist es.«
Der Superintendent atmete schwer und laut ein. »Das sind gewisse Dinge, denen wir natürlich auf den Grund gehen müssen. Ich denke aber auch an die menschliche Seite. Es ist eine schlimme Tragödie. Überlegen Sie mal, wie viele Fahrgäste es unter Umständen gewesen sein können. Und denken Sie dann bitte an deren Angehörige.«
»Was weiß die Presse?«
Sir James hob die Schultern. »Eigentlich nichts und schon zuviel. Wir haben zwar eine Nachrichtensperre verhängt, aber Sie kennen ja die Regeln. Reporter gibt es überall, auch neugierige Leute, die aus irgendeiner Bemerkung, die sie aufschnappen, gleich eine Katastrophe machen.«
»Die ja auch eingetreten ist«, gab ich zu bedenken.
»Stimmt. Allerdings ist mir nicht genau bekannt, was die Presse weiß. Ich habe allerdings etwas von einer Sonderausgabe gehört, die auf den Markt kommen soll.«
»Wann?«
»Wahrscheinlich ist sie schon draußen.«

»Wir haben nichts bemerkt.«
»Nun ja, spielt auch keine Rolle.« Sir James nahm einen Bleistift hoch und spielte damit. »Ich denke an die Opfer und deren Angehörige. Wenn ich nur wüßte, wer mit der Bahn gefahren ist. Man kennt keine Namen, man weiß nichts, nur, daß die Menschen tot sind.«
Ich beugte mich vor. »Sind sie das tatsächlich?«
»Ich gehe davon aus.«
»Wir im Prinzip auch. Aber wir hätten Spuren entdecken müssen. Möglicherweise sind sie entführt worden. In das Reich des Teufels, des Höllenfeuers, zu einem anderen Dämon, was weiß ich.«
Sir James holte tief Atem. »Ich freue mich, Sie optimistisch zu sehen. Haben Sie viel Hoffnung?«
»Nein.«
»Ich auch nicht.« Er wechselte das Thema. »Andere Frage. Wo wollen Sie anfangen?«
»Sie sehen mich ratlos, Sir.«
»Und mich auch«, sagte Suko.
»Es bleibt Ihnen und uns also nichts anderes übrig, als erst einmal zu warten.«
»Ja, wir müssen die anderen reagieren lassen.«
»Um ins Hintertreffen zu geraten.«
»Das kann darauf hinauslaufen.«
Sir James wand sich. »Es gefällt mir nicht, John, und Ihnen sicherlich auch nicht. Sollte Asmodis tatsächlich hinter dem Plan stecken, könnte es Ihnen vielleicht gelingen, ihn zu reizen, ihn aus der Reserve zu locken?«
Ich winkte ab. »Das war früher einmal so. Ich glaube kaum, daß er sich heute diese Schwäche leisten würde.«
Sir James räusperte sich. »Also keine Chance?«
»Vorläufig nicht.«
»Ich kann Sie aber in Ihren Wohnungen erreichen?«
»Später, Sir«, sagte Suko. »Wir hatten eigentlich vor, ins Büro zu gehen.«
»All right.« Der Superintendent lächelte säuerlich. »In Anbetracht dieser Katastrophe lasse ich auch meinen Abend im Club ausfallen. Ich danke Ihnen.«
Wir gingen zurück in unser Büro. Suko hockte mir gegenüber. Er schaute mir zu, wie ich den Kaffee trank, den ich mir am Automaten gezogen hatte. »Es sieht wirklich mies aus, Alter.«
»Ich weiß.«
»Keine Spur?«
»Nein, wo denn?«
»Drehen wir es doch mal um. Sollte tatsächlich der Teufel dahinterstecken, wird er bei unserem Besuch im Tunnel bemerkt

haben, daß wir ihm bereits auf der Spur sind.«

Ich hatte den Becher zur Hälfte geleert und schaute auf die braune Oberfläche. »Und weiter.«

»Ganz einfach, John. Wir kennen Asmodis, deshalb müssen wir damit rechnen, daß er uns aus dem Fall heraushaben will.«

»Vorausgesetzt, er steckt dahinter. Der Typ, den wir gesehen haben, wirkte auf mich völlig anders.«

»Denk an seine Verkleidungen.«

»Hast du ihn überhaupt gesehen?«

»Kaum«, gab Suko zu. »Eine schwarze Gestalt, vielleicht in einen Umhang eingepackt, eben das Übliche.«

»Das ist es eben nicht«, widersprach ich.

»Wie kommst du darauf?«

Ich wiegte den Kopf. »Du kannst sagen, was du willst, Suko, aber ich habe das Gefühl, daß dieser Fall ganz anders laufen wird, als wir es eigentlich annehmen müßten.«

»Und wie soll er laufen?«

»Keine Ahnung.« Ich trank auch den Rest der braunen Brühe. »Eben anders, halt.«

Bevor Suko mich weiter festnageln konnte, wurden wir vom Klingeln des Telefons unterbrochen.

Der Schwenkarm mit dem Apparat stand zu mir günstiger, deshalb nahm ich auch ab.

Kaum hatte ich meinen Namen gesagt, als ich eine mir bekannte Stimme hörte. »Endlich, John, ich habe schon einige Male versucht, dich zu erreichen.«

»Hallo, Sarah.« Meine Antwort klang nicht eben begeistert. So gerne ich die Horror-Oma Sarah Goldwyn auch mochte, so ungelegen kam mir momentan ihr Anruf, da mir andere Dinge durch den Kopf schwirrten.

»Du scheinst dich nicht zu freuen, mein Junge.«

»Sorry, Sarah, aber wir sind momentan im Streß.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Sie hatte den Satz so ungewöhnlich ausgesprochen, daß ich direkt aufhorchte. »Wie meinst du das denn?«

»Ganz einfach. Man hat Ohren, um zu hören und Augen, um zu sehen. Ich hörte in den Nachrichten etwas und las dann in einem Extrablatt von einem U-Bahn-Unglück.«

»Das ist richtig.«

»Ihr hängt also mit drin.«

»So ist es.«

Suko hörte mit, weil ich den Lautsprecher eingeschaltet hatte. Ich sah, wie er die Schulter hob. Auch er wußte nicht, worauf Lady Sarah hinauswollte.

Damit rückte sie sehr schnell heraus. »Wie sieht es mit den Passagieren aus?«
»Das wissen wir noch nicht. Was schreiben denn die Zeitungen?«
»Sie sind verbrannt.« Lady Sarahs Stimme klang noch immer ungewöhnlich. Jetzt sogar mehr traurig und belegt.
»Das kann ich nicht mit Sicherheit bestätigen. Jedenfalls sind sie verschwunden.«
»Und Namen kennst du nicht?«
»Keinen, bis auf den des Fahrers. Der läßt sich natürlich leicht herausfinden.«
»Aber ich kenne einen Fahrgast.«
»So, wer ist es denn?« fragte ich locker und bekam eine Sekunde später den fürchterlichen Tiefschlag.
»Jane Collins!«

***

Suko sprang so heftig in die Höhe, daß sein Schreibtischstuhl mit einem polternden Geräusch umkippte. Ich hörte noch ein zweites Geräusch durch den Hörer.
Lady Sarah Goldwyn weinte…
Und ich saß da, ohne mich zu rühren, starrte den Telefonhörer an und gleichzeitig auch meinen Handrücken, über den sich eine dicke Gänsehaut gelegt hatte.
Ich konnte einfach nichts sagen. Die Antwort war mir zu phantastisch gewesen, obwohl ich zugeben mußte, daß Lady Sarah sicherlich nicht gelogen hatte, denn mit solchen Dingen trieb man keinen Scherz.
»Du… du bist noch in der Leitung?« fragte ich sie und mußte mir die Kehle freiräuspern.
»Ja, ich bin noch da.«
»Dann habe ich mich nicht verhört?«
Lady Sarah zog die Nase hoch. »Das hast du beileibe nicht. Es tut mir leid, deshalb mußte ich mit dir sprechen.«
»Mein Gott«, sagte ich nur.
»Und ihr habt keine Spur?«
»Wenn ich es dir doch sage.«
»Dann ist Jane verloren.« Ihre Stimme klang so schrecklich deprimiert und traurig.
Ich wußte, daß sich die beiden Frauen trotz des großen Altersunterschieds blendend verstanden. Sie profitierten voneinander. Lady Sarah hatte Jane nach ihrer Rückkehr aus einem schrecklichen Hexenleben bei sich aufgenommen und hatte es nie bereut. Die beiden ergänzten sich prächtig, Jane hatte wieder eine neue Aufgabe bekommen und deshalb auch frischen Mut fassen können. Einige gefährliche Situationen lagen bereits hinter den beiden, und jetzt

passierte dieses.
Hatten wir da ein Motiv?
Suko verfolgte einen ähnlichen Gedanken wie ich. Er meinte flüsternd: »Dann wird der Anschlag Jane gegolten haben.«
»Was sagt er?« fragte Lady Sarah.
Ich wiederholte.
»Nein, John, das glaube ich nicht. Es war Zufall, daß Jane in der U-Bahn saß.«
»Wo wollte sie denn hin?«
»Ich hatte sie weggeschickt. Sie sollte für mich bei einem Antiquitätenhändler ein Buch abholen. Da die Stadt vor dem Fest immer verstopft ist, entschied sich Jane dafür, die U-Bahn zu nehmen. Wäre sie nur mit dem Wagen gefahren und in den Stau gekommen.«
»Woher weißt du, daß sie gerade in dieser Bahn gesessen hat?«
»Ich kannte die Fahrzeiten. Außerdem hätte sie sich längst bei mir gemeldet.«
Da widersprach ich nicht.
»Und was sollen wir jetzt machen, John?« Aus ihrer Frage klang das Flehen um Hilfe. - »Keine Antwort, John?«
»Nein.«
»Also bist du ratlos?«
»So ist es.«
Ich hörte Lady Sarah atmen und dachte dabei an Jane Collins, die in dem verunglückten Zug gewesen sein sollte. Es war keine Spur mehr zu finden gewesen von keinem der Passagiere.
»Habt ihr denn so etwas wie eine Ahnung, wer hinter dem Anschlag stecken könnte?«
»Wir dachten schon an Asmodis.«
Lady Sarah bestätigte mich. »Das habe ich auch angenommen, weil in diesem Bericht etwas vom Höllenfeuer stand. Der Reporter hatte es sich wahrscheinlich aus den Fingern gesaugt, aber möglicherweise hat er, ohne es zu wissen, ins Schwarze getroffen.« Lady Sarah begann wieder zu weinen.
Ich versuchte es mit tröstenden Worten, die mir aber nicht einfallen wollten. »Sagt Bescheid, wenn ihr etwas Neues wißt. Okay?«
»Geht in Ordnung, Sarah.« Nach dieser Antwort legte ich auf. Unsere Blicke trafen sich. Der Inspektor hob die Schultern.
»Jane«, sagte er, »das ist ein Hammer.«
»Steckt Methode dahinter?«
»Weiß ich nicht. Ich kann nur hoffen, daß wir unseren Gegnern schon so sehr auf die Zehen getreten haben, daß sie sich belästigt fühlen und uns angreifen.«
Ich winkte ab. »Die Lockvogel-Theorie? Mal sehen, ob die klappt. Aber verbrennen möchte ich auch nicht gern.«

»Wer will das schon?« fragte Suko…

***

Herbert Friday lief durch die Dunkelheit des Abends und hatte das Gefühl, sich beeilen zu müssen.

Klar, seine Frau war besorgt um ihn, verständlich, aber auch er mußte endlich die Dinge freilegen, die ihn bedrückt hatten.

Sein Wohnsitz hier und das fremde Haus standen in einem unmittelbaren Zusammenhang. Da waren die Linien des Schicksals eng verknüpft worden. Dieses Haus besaß nicht ohne Grund eine so magische Anziehungskraft. Hinter den Mauern tat sich etwas. Das Haus mußte einfach wieder bewohnt sein.

Es war ein besonders dunkler Abend. Friday hatte längst den Lichtschein der Außenleuchten seines Hauses verlassen. Er ging die Stufen der Treppe hinab. Mit den eigenen Händen hatte er die Steine geschleppt und sie in den Hang gelegt.

Die schmale Straße endete im Nirgendwo. Deshalb hatte Herbert sie auch so getauft. Ein weiteres Gebäude stand hier nicht. Hänge, mit leicht klippenhaften Formen ließen eine weitere Bebauung nicht zu. Deshalb war das letzte Haus auch in die Felsen hineingesetzt worden und wirkte wie eine moderne Höhle.

Das Feuer zeigte Hubert die Richtung an. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, als er über das Phänomen der Flammen nachdachte. Sie hatten zwei Reihen gebildet und bewegten sich zuckend auf das Gebäude zu, um es zu umringen.

Friday lief noch schneller. Er wollte das Haus erreichen, solange vor ihm das Feuer tanzte. Die Zungen hatten eine Bedeutung, davon ging er aus. Vielleicht stammten sie nicht von einem normalen Feuer. Möglicherweise wurde er Zeuge eines übersinnlichen Vorfalls. Der Wind schaufelte seine Mantelschöße in die Höhe und ließ das Kleidungsstück flattern. Es war dunkel, und als Friday daherlief wirkte er wie ein Vampir, der einen nächtlichen Beutezug unternahm.

Manchmal bewegte er seine Lippen, ohne allerdings etwas zu sagen. Er redete stumm mit sich und geriet in eine kleine Talsohle, die der Weg in einer Linkskurve durchschlängelte. Als er sie wieder verließ und das Haus abermals sah, war das Feuer verschwunden. Nur mehr der düstere Schatten malte sich vor dem Felsen ab.

Friday blieb stehen. Er atmete schwer, strich sein Haar zurück und schüttelte den Kopf. Wo befand sich das Feuer? Die zahlreichen Zungen konnten sich doch nicht in Luft aufgelöst haben?

Friday war ein wenig durcheinander. Er überlegte, was er unternehmen sollte. Zurückkehren oder weitergehen, nur diese beiden Möglichkeiten gab es.

Er entschied sich, dem Haus dennoch einen Besuch abzustatten. Und

wenn es möglich war, wollte er es auch betreten.
Ein schmaler Weg führte hoch. Mit einem Wagen kam man nicht durch. Die Kurven waren einfach zu eng, zudem fehlte es auch an der nötigen Breite.
Friday ging die letzten Yards. Der Weg endete vor einer in den Stein gehauenen Treppe.
Dann stand er vor dem Steinklotz. Viereckige Umrisse schälten sich aus der Finsternis hervor. Kein Feuer tanzte mehr an den Wänden oder auf dem Dach.
Das Haus lag in einer fast friedlichen Stille, an die der Mann jedoch nicht so recht glauben wollte.
Der Autor bemühte sich, leise zu gehen. Falls doch jemand auf ihn wartete, sollte dieser ihn so spät wie möglich bemerken. Friday besaß sensible Sinne. Er hatte sie angespannt, er lauschte nach innen und außen, ob irgendeine Botschaft für ihn unterwegs war.
Nur die nächtliche Stille umgab ihn. Manchmal vernahm er auch die Geräusche des Windes, wenn er sich zwischen den Felsen fing. Es roch frisch, hin und wieder wurde auch Laub in die Höhe gewirbelt, das an den Felsen entlangschabte.
Er hatte eine Taschenlampe mitgebracht, schaltete sie allerdings noch nicht ein, weil er sich nicht zu früh verraten wollte. Der Autor konnte nicht viel erkennen, es war einfach zu dunkel, um Einzelheiten wahrzunehmen, aber er sah die Tür dicht vor sich und auch die Fenster an der Vorderseite.
Die Tür lag in einer Nische. Schwarz wie die Nacht schimmerte das leicht polierte Holz. Es hatte sich der Umgebung wunderbar angepaßt. Wer hier zu Besuch kam, sollte etwas von dem Geheimnisvollen erleben, das dem Haus zu eigen war.
Selten war Herbert Friday so durcheinander gewesen. Sein Innerstes befand sich in einem Aufruhr der Gefühle. Einerseits hoffte er, etwas bestätigt zu bekommen, andererseits rechnete er auch mit einer Gefahr, die ihn erwartete.
In Deckung der Türnische war er stehengeblieben und hatte sich so eng gegen die Wand gedrückt, daß er mit deren Schatten verschmolz. Nur schwerlich konnte er sich beruhigen und hielt auch nur mühsam seinen Atem unter Kontrolle.
Die Lampe hatte er in die rechte Manteltasche gesteckt. Sie war sehr flach und handlich. Er holte sie hervor, weil er zu seiner Verwunderung den Umriß eines Klingelschildes entdeckt hatte, das sich rechts an der Hauswand befand.
Wo sich eine Klingel befand, da stand auch meist ein Name. Endlich konnte er erfahren, wer in diesem Haus lebte.
Herbert schaltete die Lampe ein. Er richtete den Strahl noch ein wenig höher, dann fiel das weiße Licht auf die Klingel.

Der Name stand in einem kleinen Kästchen. Es bestand aus einer schwarzen Kunststoffumrandung.

Auch die Unterlage, auf der die Buchstaben zu lesen waren, besaß eine schwarze Farbe.

Dafür waren die Buchstaben weiß.

Der Name leuchtete ihm förmlich entgegen. Als Herbert ihn las, ihn sogar flüsternd buchstabierte, hatte er das Gefühl, jemand würde ihm die Beine unter dem Körper wegziehen.

Das konnte nicht wahr sein.

In diesem geheimnisvollen Haus, das ihn so sehr angezogen hatte, wohnte er selbst.

Auf dem Klingelschild stand sein Pseudonym.

DARIOLO!

***

Herbert Friday ging einen Schritt zurück und stieß mit dem Rücken gegen die andere Kante der Türnische. Mit der freien Hand rieb er seine Augen, die andere zitterte, so daß der Strahl über das Schild ebenso tanzte wie über das Mauerwerk.

Dariolo hieß er. Wie kam der Besitzer des Hauses dazu, sich so zu nennen?

Kannte er ihn? War das die Verbindung, die es zwischen ihm und diesem Haus gab. Aber er wohnte nicht hier. Wie kam ein Fremder dazu, seinen Namen zu benutzen? Wollte sich da jemand einen Scherz erlauben? Wenn ja, war es keiner, der dem Autor gefiel.

Nein, dahinter steckte etwas anderes. Bestimmt eine gefährliche Sache, ein übersinnliches Phänomen oder Motiv.

Herbert Friday gehörte zu den Menschen, die selten ratlos waren. In diesen Augenblicken aber wußte er nicht, wie er reagieren sollte. Weglaufen - hineingehen?

Weglaufen wäre vielleicht das Vernünftigste gewesen, doch er spürte auch die immense Neugierde, diesem Phänomen auf den Grund zu gehen. Das Haus barg ein Geheimnis, es gab eine Verbindung zwischen ihm und dem Gemäuer. Und nicht allein durch den Namen Dariolo.

Er schaute sich den Griff an. Darunter befand sich ein schmales Zylinderschloß. Das würde er ohne Werkzeug nicht knacken können, aber er probierte den Türgriff.

Es war offen!

Herbert Friday erschrak vor sich selbst, als es ihm gelang, die Tür nach innen zu drücken. Auf einmal lag Schweiß auf seiner Stirn. Die innere Hitze hatte ihn produziert. Den Türgriff noch in der Hand haltend, drehte er sich um und schaute zurück.

Er kam sich vor wie ein Dieb und hatte auch eine so ähnliche

Haltung eingenommen.

Niemand befand sich sichtbar in seiner Nähe. Die Dunkelheit bedeckte alles.

Noch konnte er zurück, aber Herbert überwand sich selbst und stieß die Tür so weit auf, daß er das Haus betreten konnte. Hinter sich schob er die Tür wieder ins Schloß.

Einige Male atmete er aus und wartete in der Dunkelheit so lange, bis sich sein Herzschlag und der Atem wieder beruhigt hatten.

Der Autor lauschte in die Finsternis des ihm unbekannten Hauses. Er suchte und forschte nach Geräuschen, auch nach Strömungen, die er als sensitiver, leicht reizbarer Mensch aufspüren konnte.

Da war auch etwas nicht Normales innerhalb der Wände. Nur konnte Herbert nicht herausfinden, was es war. Er wußte nur, daß man es als nicht sichtbar umschreiben konnte.

Friday brauchte Licht. Einen Schalter hatte er nicht gefunden, deshalb nahm er seine Lampe. Mulmig war ihm schon zumute, als er sie einschaltete und den hellen Finger wandern ließ. Daß er in einem Flur stand, damit hatte er gerechnet, aber nicht mit dem pechschwarzen breiten Samtvorhang, der den Flur in seiner gesamten Breite trennte und vor ihm stand wie eine Wand.

Wie ein tanzendes, helles Auge huschte der Lichtkreis über den Vorhang, der einige lange Falten geworfen hatte. Er reichte von der Decke bis zum Boden und ließ kein Licht hindurch.

Der Boden unter ihm bestand aus viereckigen Steinplatten. Sie schimmerten, wenn das Licht sie berührte.

Sehr leise ging Herbert auf den Vorhang zu. Er wußte es nicht, doch er ahnte, daß dieser Samt nicht umsonst von einer Wand zur anderen gezogen worden war.

Dahinter mußte sich etwas verbergen…

Nur - was? Erwartete ihn dort der Hausherr? Friday hatte eine trockene Kehle bekommen. Er spürte auch die leichten Kopfschmerzen. Es lag möglicherweise am Wetter oder an der Tatsache, daß er dicht vor der Lösung eines Rätsels stand.

Dicht vor dem Vorhang blieb er stehen und nahm dessen Geruch auf. Er roch nach altem Stoff und Staub.

Es war nicht zu erkennen, wo sich die Lücke befand, die den Vorhang teilte. Der Schriftsteller streckte seinen linken Arm aus und tastete die einzelnen Falten von links nach rechts ab.

Der Durchschlupf war so leicht nicht zu finden. Er bewegte sich weiter zur Mitte hin und erschrak fast, als seine Hand die Lücke fand und hindurchstieß.

Hastig zog er sie wieder zurück.

Von den Schultern her rann ein kühler Schauer über seinen Rücken. Er spürte in seiner Kehle den Druck, die Handflächen waren ihm

feucht geworden, seine Sinne hatte er geschärft, und er stand dicht vor einer wichtigen Entscheidung.

Herbert Friday entschloß sich dazu, auch noch den letzten Schritt zu gehen, um das Geheimnis zu lüften.

Er riß den Vorhang zur Seite.

Die Lücke war da, er ging hindurch - und blieb wie angewurzelt stehen. Was er da zu sehen bekam, war kaum zu fassen, und er hatte den Eindruck, in eine andere Welt zu treten.

In die Welt der Magie…

***

Suko und ich hatten noch keine konkrete Möglichkeit gefunden, dem Grauen auf der Spur zu bleiben. Wir wußten effektiv nicht, wo wir den Hebel ansetzen sollten, und so waren wir zu dem Entschluß gekommen, wieder zurückzufahren.

Erst hatten wir uns an den Tatort begeben wollen, uns aber dann entschlossen, Lady Sarah einen Besuch abzustatten. Sie würde an diesem Abend sicherlich nicht schlafen können und aufgeregt darauf warten, ob es eine Nachricht von Jane Collins gab.

Falls sie nicht unter den Flammenopfern war.

Wenn ich daran dachte und es mit Jane Collins' Verschwinden verglich, bekam ich einen trockenen Hals.

»War es tatsächlich ein Zufall?« fragte Suko immer wieder und schüttelte den Kopf.

»Meinst du Janes Verschwinden?«

»Ja, genau.«

Ich hob die Schultern. »Es muß nicht sein, wirklich nicht. Ich sage mir allerdings, daß unser Gegner, wenn er nur an Jane interessiert gewesen wäre, nicht die anderen Menschen noch mit ins Verderben hätte reißen müssen.«

»Das stimmt.« Suko starrte auf das Armaturenbrett. »Gehen wir mal davon aus, daß Jane noch magisch begabt ist, sie hat ja noch einige ihrer alten Hexenkräfte behalten. Und gehen wir weiter davon aus, daß sie lebt, dann könnte es unter Umständen sein, daß sich der Unbekannte ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat.«

Ich verstand meinen Freund. »Du meinst, daß Jane gegen ihn ankämpfen kann?«

»Ja.«

»Das können wir nur hoffen.«

»Und welches Motiv leitet den Unbekannten?«

»Keine Ahnung.« Ich blieb vor einer Ampel stehen und schaute auf den Kreuzungsverkehr. »Uns bleibt nur mehr die Hoffnung der beiden Lockvögel.«

»Willst du gern verbrannt werden?« fragte Suko voller Sarkasmus.

»Nein, du?«
»Wäre mal etwas Neues.«
»Hör auf mit dem Unsinn.« Ich fuhr wieder an, weil die Ampelfarbe umgeschlagen war.
Wir rollten bereits durch Chelsea, wo Lady Sarah auch wohnte. Es war ein ruhiger Stadtteil mit noch alten Häusern und einem Baumbestand, über den man sich freuen konnte.
Der Verkehr hielt sich in Grenzen, dafür war das Wetter schlechter geworden. Die Kälte der letzten Tage war von einer Wärmequelle abgelöst worden. Menschen mit schwachem Kreislauf hatten darunter zu leiden. Vor einigen Stunden noch hatte es geregnet, doch nun waren die Straßen vom Wind getrocknet worden.
Den Weg zum Ziel kannte ich im Schlaf, und wir fanden vor Lady Sarahs Haus auch einen Parkplatz. Als wir ausstiegen, warfen wir einen Blick auf die Fassade. Die Fenster waren erleuchtet.
Sarah Goldwyn befand sich noch auf den Beinen.
»Was willst du eigentlich genau bei ihr?« fragte Suko. »Wenn du uns als Lockvögel ansiehst, bringst du sie nur unnötig in Gefahr.«
»Ich bin davon überzeugt, daß wir uns schützen können, falls es magisches Feuer ist.«
Suko hob die Schultern. Überzeugt hatte ihn meine Antwort beileibe nicht.
»Außerdem«, so sprach ich weiter, »weiß Sarah möglicherweise mehr. Wir müssen noch einmal mit ihr über Jane reden. Vielleicht ist in den letzten Tagen etwas vorgefallen, das man als Motiv ansehen kann.«
»Optimist.«
»Muß ich sein.«
Wir schritten durch den Vorgarten auf die schmale Haustür zu. Noch zeigte sich kein Schatten hinter einem erleuchteten Fenserviereck. Lady Sarah hatte uns nicht gesehen.
Ich schellte.
Sie öffnete nicht, auch nicht beim zweiten Klingeln, so daß ich unruhig wurde.
Auch Suko war dies nicht geheuer. Weshalb er zurückging und an der Hauswand hochschaute, wußte er wohl nur selbst. Aber es war gut, daß er es getan hatte, denn er entdeckte das Feuer.
»Verdammt, John, im Haus brennt es!«
Und wir hatten keinen Schlüssel für die Tür. Dieser Gedanke schoß mir zuerst durch den Kopf.
Aber rein mußten wir. Die Haustür aufzubrechen, war verdammt schwierig, weil sie aus sehr starkem Holz bestand. Es blieb das Fenster.
So dachte Suko auch. Er hatte bereits seine Waffe gezogen und schlug

die Scheibe ein. Die Scherben fielen nach innen, ein großes Loch war entstanden, durch das Suko seine Hand streckte, den Griff fand und ihn herumdrehte.

Ich stieß das Fenster auf. Vor mir sprang Suko hoch, kauerte auf der Fensterbank und rief, während er sprang, schon den Namen der Horror-Oma.

Ich folgte ihm Sekunden später. Im Flur standen wir. Rechts führte die Tür zum Wohnraum.

Ich warf einen schnellen Blick hinein und sah ihn menschenleer. Wo war das Feuer?

Suko startete bereits und rannte auf die Treppe zu. Als er den ersten Absatz erreicht hatte, duckte er sich, blieb stehen und drückte sich gleichzeitig zurück, wobei der Widerschein der Flammen über sein Gesicht huschte.

»Da oben John!«

Ich war wie ein Blitz bei ihm und sah die ganze Bescherung. Auf jeder Stufe vor uns loderten die Flammen und erreichten mit ihren Spitzen fast die Decke.

Aber sie verbrannten nichts.

Für mich war es ein Beweis, daß es sich hierbei tatsächlich um ein magisches Feuer handelte.

»Sarah!« schrie ich.

Die Antwort kam. Sie machte uns Angst, denn die Horror-Oma mußte sich jenseits der Flammen befinden. Wenn wir sie retten wollten, gab es für uns nur den Weg durch die Feuerhölle.

Suko nickte mir zu.

Ich holte mein Kreuz hervor. Schon des öfteren hatte es mich vor dem Feuer der Hölle beschützt.

Noch einmal holte ich tief Luft und rannte auf die Flammenwand zu.

Schon auf der ersten Stufe erwischten mich die Zungen, hüllten mich ein, als wollten sie mich verbrennen. Jetzt hätte ich die alles verzehrende Hitze spüren müssen, statt dessen hatte ich den Eindruck, von zahlreichen Fingern berührt zu werden. Keine Stelle des Körpers ließen sie aus.

Das Kreuz baumelte vor meiner Brust. Immer dann, wenn es das Feuer berührte, riß es Lücken in die Flammenwand hinein, so daß ich ungeschoren davonkam.

Ich spürte die andere Magie inmitten des Feuers. Es war kein direktes, körperliches Berühren, aber etwas versuchte, in meinen Kopf zu dringen, um die Gewalt über mich zu bekommen.

Das Kreuz half, und ich ließ die Treppe unbeschadet hinter mir. Dann stand ich im Gang.

»Sarah!«

Mein Schrei zitterte durch das Haus. Ich sah die Horror-Oma nicht

mehr, sprang aus dem Feuer und bekam gleichzeitig mit, wie die Flammen zusammensanken und sie nicht auf Suko zutanzten, der noch am Fuß der Treppe wartete.

Wieder rief ich nach der Horror-Oma!

War das eine Antwort? Dieser schwache, kaum zu verstehende Ruf, der links von mir aufgeklungen war?

Ich trat die Tür auf und schaute ins Bad. Dort hockte Lady Sarah auf dem Boden. Sie preßte ihren Rücken gegen die Badewanne, starrte mich aus großen Augen an, und ich sah, wie ihre Mundwinkel zuckten.

Aber sie lebte.

Neben ihr kniete ich mich nieder. Vom Flur her hörte ich Sukos Schritte. Als er das Bad betrat, hatte ich der Horror-Oma schon auf die Beine geholfen, die mich mit verstörtem Blick anschaute.

»Alles okay?« fragte ich.

»Jetzt ja.«

»Wie ist es gekommen?«

»John, ich brauche einen Schluck zu trinken. Aber kein Wasser. Ich muß etwas haben.«

»Okay, gehen wir nach unten.«

Suko und ich stützten Sarah Goldwyn. Ohne Hilfe hätte sie mit ihren zitternden Knien die Treppe kaum geschafft, und sie schüttelte immer wieder den Kopf.

»Nein!« flüsterte sie. »Damit habe ich nicht gerechnet. Es kam alles so plötzlich.«

Im Wohnzimmer drückte ich sie in einen Sessel. Wo der Cognac stand, wußte ich auch. Lady Sarah bekam von mir einen Doppelten eingeschenkt.

Sie nickte dankend und trank in kleinen Schlucken. Dabei zitterten ihre Schultern, und die Blässe im Gesicht blieb auch.

Lady Sarah Goldwyn war ansonsten nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, doch jetzt hatte sie ihre Schwierigkeiten. Sie starrte vor sich hin, bewegte verneinend den Kopf und schaute uns dann an.

»Tut mir leid, aber das Feuer hat mich völlig überrascht. Ich konnte nichts dagegen tun.« Sie stellte das Glas auf den Tisch.

»Wie ist es passiert?« fragte ich.

»So genau kann ich das auch nicht sagen. Auf einmal war es da. Ich weiß nicht einmal, ob die Flammen aus dem Boden gedrungen sind oder aus der Höhe fielen. Ich war zufällig oben, wollte mich etwas erfrischen, da brannte die Treppe.«

»Aber sie verbrannte nicht.«

»Das stimmt, John.«

»Also können wir davon ausgehen, daß es sich um ein magisches Feuer gehandelt hat. Ich wußte es auch, als ich die Stufen hochrannte,

durch mein Kreuz geschützt.«
»Nur Jane und die anderen nicht.«
»Das ist richtig.«
Sie holte tief Atem und spielte mit den kleinen Perlen der Ketten, die um ihren Hals hingen. »Ich weiß nicht wieso und warum es mich auch erwischen sollte.«
»Ich glaube«, sagte Suko, »daß wir alle in Gefahr schweben.«
»Wegen Jane?«
»Kann sein, doch wir gehen davon aus, daß die andere Seite bemerkt hat, wer sich einmischte. Wir rechnen noch immer damit, daß Jane rein zufällig in diesen Horror geraten ist. Jetzt allerdings steckt Methode dahinter. Man will uns ausschalten.«
Lady Sarah nickte.
»Und du hast nichts gesehen?« fragte ich sie.
»Ja, die Flammen.«
»Sonst nichts. Keinen, der sie entzündet hat. Wir sahen im Tunnel eine Gestalt.«
Sarah Goldwyn dachte nach. Sie drückte beide Hände gegen ihre Wangen, schaute zu Boden und hob die Schultern. »Wenn ich recht darüber nachdenke, ist da schon etwas gewesen. Nur weiß ich nicht, ob ich mich nicht getäuscht habe.«
»Sag schon.«
»Es waren die Flammen da, und ich hatte das Gefühl, als würde hinter ihnen noch jemand stehen.«
»Wer?«
»Eine Gestalt. Ein Mann, ein Feuermensch, aus dessen Hand die Flammen zuckten.«
Suko erinnerte an einen älteren Fall. »Wie Jiri, der Flammenmann.«
»Ich glaube, daß dies hier etwas anderes ist.«
Suko nickte. »Es war nur ein Beispiel.«
»Wenn ich nur wüßte, was noch passiert ist«, sagte die Horror-Oma. »Irgendwas war da.«
»Denke nach.«
»Mach ich, John, mach ich.« Sie griff wieder nach dem Glas und leerte es. Allmählich kehrte auch Farbe in das Gesicht zurück. Ein Zeichen, daß der Kreislauf wieder belebt worden war. Sarah hob die Schultern, als würde sie frösteln. Sie starrte ins Leere, dachte sehr angestrengt nach und schnippte plötzlich mit den Fingern.
»Ich glaube, ich hab's.«
»Was?«
»Moment, John, Moment. Ich sah die Gestalt für einen Moment und hörte sie, obwohl sie nicht sprach. Die Stimme vernahm ich nur in meinem Hirn. Sie war wie ein Echo.«
»Konntest du das Wort verstehen?«

»Ich glaube…«
Das klang mir nicht sehr überzeugend, aber Sarah Goldwyn dachte intensiv nach. Wie ich sie kannte, würde ihr auch dazu das Passende einfallen. Und sie gab eine Antwort.
»Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher. Er hat von einem Haus gesprochen. Dariolo House.«
»Wie?«
Sie wiederholte es, ich flüsterte den Namen auch, schaute Suko an, und der hob die Schultern.
»Nie gehört«, sprach ich Lady Sarah an. »Sorry, der Name sagt mir wirklich nichts.«
»Obwohl er sich ungewöhnlich anhört«, meinte Suko.
»Klar. Man kann ihn nur schwer vergessen. Aber damit hatten wir noch nie zu tun.«
»Ich im Prinzip auch nicht«, gab Lady Sarah zu. »Aber trotzdem ist er mir nicht so unbekannt wie euch.«
Als sie unsere überraschten Gesichter sah, lehnte sie sich zurück und weidete sich an unserem Ausdruck.
»Da staunt ihr, wie?«
»Und ob«, sagte ich.
»Aber woher kennst du den Namen?« fragte Suko. »Oder wo hast du ihn schon gehört?«
»Wenn ich das wüßte.«
Ich breitete meine Hände aus. »Mensch, Sarah, denke nach. Das ist die Spur.«
»Ja, weiß ich auch.« Sie nickte in Richtung Barschrank. »Ich brauche noch einen Schluck. Der regt das Gedächtnis an.«
»Bist du unter die Spritamseln gegangen?« fragte ich.
»Keine Sorge, ich weiß immer, wann ich aufzuhören habe. Im ernst, John, gib mir noch einen Kleinen.«
Den bekam sie auch, trank aber nicht, drehte das Glas zwischen den Händen und wiederholte murmelnd den Namen, der ihr eingefallen war. »Dariolo House… da war etwas. Der Name ist mir bekannt. Ich habe ihn schon gehört. Sie preßte ihren Handrücken gegen die Stirn. Wo war das denn nur, zum Henker?«
»Vielleicht in einem Film?«
»Nein, Suko, nein.«
»Bleibt ein Geschäft, ein Buch…«
Lady Sarah sprang so heftig hoch, daß der Cognac fast aus dem Glas geschwappt wäre. »Ja, das ist es. Das ist es genau. Ein Buch, John, ein Buch.« Sie wirkte so, als wollte sie mir jeden Moment um den Hals fallen. »Weshalb bin ich nicht vorher darauf gekommen?«
»Weil du nicht daran gedacht hast.«
»Richtig.«

»Hast du das Buch hier?« fragte Suko.
»Wahrscheinlich, aber das läßt sich feststellen.«
Ich verzog den Mund. »Wir haben ja die Nacht Zeit«, sagte ich und dachte dabei an die Unmengen von Büchern, die Lady Sarah in ihrem Haus verwahrte. Und nicht allein auf dem Speicher, wo sich auch der kleine Kinosaal befand, sondern ebenfalls im Keller. Dort standen Regale und auch Kisten mit Büchern, die noch nicht ausgepackt waren.
Wir standen auf und gingen in den Flur. Erst jetzt sah Lady Sarah das zerstörte Fenster. »0 je…«
»Das war nicht anders zu machen«, sagte ich. »Wir wären so schnell nicht durch die Tür gekommen.«
»Schon gut.«
Wir wollten zur Treppe gehen, aber Lady Sarah winkte ab. »Nein, ihr müßt mit in den Keller.«
»Wieso? Hast du umgeräumt?«
»Das nicht. Aber es gibt Dinge, die ich Jane Collins überlassen habe. Sie hat sich sehr nützlich gemacht. Ich wußte vorher nicht, daß sie auch eine Kartei anlegen kann.«
»Keine Ahnung.«
»Um es kurz zu machen, John. Jane und ich sind dabei, alles karteimäßig festzuhalten, was sich hier an Filmen und Büchern in diesem Hause befindet. Klar?«
»Okay.«
Die Treppe zum Keller war schmal. Lady Sarah hatte die Tür hell gestrichen, und Suko zog sie auf.
Keller können schmutzig sein oder als Werkstatt benutzt werden. Man kann sie auch so ausbauen, wie Lady Sarah es hatte machen lassen. Da gab es keine schmutzige Wand mehr. Wir sahen überall helles Holz, das einen warmen Ausdruck verbreitete, so daß man sich auch in den Räumen unter der Wohnung wohl fühlen konnte.
Teppichböden schluckten unsere Schritte. Die einzelnen Räume besaßen helle Lampen, deren Schein bis in jeden Winkel und jede Ecke reichte. Büromäßig waren sie eingerichtet.
Der größte Raum beherbergte die Kartei. Lady Sarah hatte sogar einen kleinen Computer gekauft, an den ein Monitor angeschlossen worden war. Der Bildschirm sah grau aus, und ich fragte nach der Speicherkapazität.
»Soweit sind wir noch nicht. Jane hat bisher alles auf Karteikarten geschrieben.« Sie deutete auf einen bis zur Decke reichenden Büroschrank, der ein Rollgitter besaß.
»Zieh es mal runter, John.«
Das tat ich auch und schaute zu, wie sich das Gitter in Höhe meiner Füße zusammenrollte und verschwand. Die Karteikästen bauten sich

übereinander auf. Ich brauchte sie nur herauszuziehen.
Sarah Goldwyn trat neben mich. »Laß mich mal, mein Junge.« Ihre Stimme klang wieder forsch: Die alte Dame sah Land, und sie würde sich durch nichts mehr stören lassen. Jetzt konnte sie endlich schalten und walten.
»Hat Jane es schon geordnet?« fragte ich.
»Danach wollte ich gerade schauen.«
Ja, sie hatte es, denn auch ich erkannte die Buchstaben außen auf den Kästen. Den mit dem D zog Lady Sarah aus. Auf glatten Rollen fuhr er uns entgegen. Dicht an dicht standen die Karteikarten.
Der Rest war ein Kinderspiel.
»Dariolo!« rief Lady Sarah triumphierend. »Da habe ich es.« Sie zog die Karte hervor.
Das Licht war hell genug, um die Beschriftung lesen zu können. Wir erfuhren, daß Dariolo ein Pseudonym war. Der Zweitname für einen Autor, der populärwissenschaftliche Bücher schrieb und dabei versuchte, Phänomen auf den Grund zu kommen, die man durch die Methoden der realen Wissenschaft noch nicht erforscht hatte.
»Ein Esoteriker«, sagte Suko.
»Und du hast all seine Bücher?« erkundigte ich mich bei der Horror-Oma.
»Natürlich.«
»Ob wir da weiterkommen?«
Sarah Goldwyn widersprach. »Nein, John, auf keinen Fall. Ich kenne seine Bücher und kann mich auch an die Inhalte erinnern. Mit Feuer hat er sich nie beschäftigt. Auch nicht mit Höllenfeuer.«
Ich krauste die Stirn. »Weshalb hat man dir dann den Namen genannt?« murmelte ich.
»Du vergißt eines«, meldete sich Suko. »Diese Gestalt hat noch etwas hinzugefügt. Dariolo House.«
»Sein Wohnsitz.«
»Bravo.« Suko grinste.
»Das müßtet ihr doch herausbekommen«, sagte Lady Sarah.
»Und wie.« Ich war bereits auf dem Weg zum Telefon und rief die Fahndungs-Abteilung an. Vielleicht war dieser Mann erfaßt worden. Das wäre phantastisch gewesen.
Wie immer waren die Kollegen nicht begeistert. Sie versprachen aber, ihr Bestes zu tun, und ich hinterließ ihnen Sarahs Telefonnummer.
Sieben Minuten später meldete sich der Apparat. »Habt ihr was?« fragte ich hastig.
»Ja, ein wenig.«
»Laß hören.«
Ich erfuhr, daß Dariolo zwar nicht registriert war, aber die Kollegen hatten seine Adresse herausbekommen. Und die schrieb ich mir auf.

Leider wohnte er nicht in London, sondern an der Küste, schon nach Cornwall zu. Dort hatte er sich zurückgezogen, um zu schreiben. Das Kaff, das man mir nannte, kannte ich überhaupt nicht.

»Okay, Freunde, ich bedanke mich.«

»Immer zu Diensten, John.«

Ich hielt den Zettel hoch. Lady Sarah setzte sich die Brille auf und las den Ortsnamen. »Lyme. Habe ich nie gehört. Ihr etwa?«

»Nein, auch nicht.«

»Der wird sich aber finden lassen.« Lady Sarah ging los und besorgte Kartenmaterial. Auf einer Spezialkarte fanden wir den Ort.

»Das ist weit weg«, sagte Suko. »Willst du heute nacht noch fahren?«

»Nein, erst morgen.«

»Kann es da nicht zu spät sein?«

Lady Sarahs Frage war berechtigt, aber sie konnte mich nicht umstimmen. »Wenn Jane noch lebt, wird das morgen ebenfalls der Fall sein. Ich bin wirklich zu müde.«

Auch Suko war es.

Wir fuhren nach Hause, nachdem wir das Fenster provisorisch abgedichtet hatten. Lady Sarah wollte auf keinen Fall für die nächsten Stunden in ein Hotel ziehen. Trotz der Vorgänge fühlte sie sich in der Wohnung sicher, wie sie behauptete.

Ich schlief schlecht. In meinen Träumen sah ich nur gewaltige Flammenwände, die alles, was sich ihnen entgegenstellte, rest- und spurlos verzehrten…

***

Als Autor hatte er in seinem Leben viel geschrieben. Nicht alles hätte einer Überprüfung standgehalten, aber was er jetzt sah, konnte kaum in der realen Welt existieren, obwohl er nur einfach die Vorderseite des Vorhangs hinter sich gelassen hatte.

Zuerst fiel ihm das Feuer auf. Er sah die Flammen wieder, und es waren die gleichen, die er auf das Haus hatte zuflackern sehen, aber jetzt standen sie still und bewegten sich kaum noch. Und sie verteilten sich in einer Halle, die kein Möbelstück aufwies, dafür jedoch ein Wirrwarr an Treppen. Sie bestanden aus Holz, sie liefen aufeinander zu, kamen von oben, von unten, kreuzten sich, waren winkelartig gebogen, liefen von der Seite her zusammen und schienen in den Wänden zu verschwinden, in denen sich das Licht spiegelte.

Es brannten dabei keine Kerzen, nur eben die Flammen, die auf den Stufen, den Handläufen und den kleinen Absätzen standen und jeweils die Größe einer ausgewachsenen Männerhand besaßen.

Das Licht zauberte kleine Kreise an die Decke, die an den Rändern ausliefen. Die weiter unten stehenden Kerzen erhellten den Boden, der ebenfalls aus dunklen Platten bestand.

Herbert Friday war so überrascht, daß er zunächst einmal nicht weiterging und das Ganze auf sich einwirken ließ. Wer lebte hier? Welcher Mensch umgab sich mit diesem Treppenwirrwarr und all den Flammen, die sich an keinem Docht festhielten.

Wer konnte Feuer befehligen?

Ein Feuer, das kein Rauch abgab. Man roch es nicht, es war auch keine Wärme in dem Sinne zu spüren, denn die Flammen hätten sie normalerweise abgeben müssen.

Friday suchte nach einem Begriff, mit dem er diese Halle vergleichen konnte. Der Begriff fiel ihm ein. Ja, es war möglich, daß er sich in einer Gedenkstätte für Tote befand.

Beim ersten Hinschauen besaß diese große Halle ein etwas feierliches Flair. Je länger sich der sensitiv begabte Mann allerdings darauf konzentrierte, um so stärker wurde der Eindruck des Unheimlichen, des Makabren und Rätselhaften.

Da war nichts Feierliches mehr. Hier stand er in der Höhle des ihm noch unbekannten Löwen.

Es dauerte einige Zeit, bis er sich aus seiner Starre gelöst hatte und den ersten Schritt nach vorn ging. Sein Ziel war die Flamme, die am Ende einer Treppe auf dem Geländerpfosten leuchtete.

Sie stand ruhig da, als wäre sie ein Pfahl. Auch durch seine Bewegungen flackerte sie nicht. Friday senkte den Blick. Er wollte sehen, ob sie irgendeinen Halt hatte, weil er sich schlecht vorstellen konnte, daß eine Kerze ohne Docht so ruhig brannte.

Aber da war nichts, was sie hielt.

Die Flamme stand da und brannte. Er hatte Muße, sie genau anzusehen. Beim Näherkommen kristallisierte sie sich deutlicher hervor, und jetzt erkannte er auch den dunkleren Fleck in ihrem Kern.

Er hatte sich etwas in die Länge gezogen, als würde er eine Figur bilden.

Der Autor wischte über seine Augen, während sich die Lippen verzogen. Was man ihm da präsentierte, das war eigentlich unglaublich, deshalb ging er so nahe an die Flamme heran, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um sie zu berühren.

Da sah er es genau.

Schweißperlen rannen plötzlich über seinen Rücken. Etwas wühlte seine Seele auf. In diesem Augenblick merkte er von der Kraft, die ihn umgab und die er nicht fassen konnte.

Einen Docht besaß die Flamme nicht in ihrem Innern. Dafür etwas anderes, etwas völlig Normales, aber gleichzeitig Unwahrscheinliches.

In der Flamme steckte ein Mensch!

Er stand da und schluckte. Durch die Nase holte er Luft. Ein Beobachter hätte erkannt, daß sich das Licht der Kerze in seinen Pupillen spiegelte und dort blitzende Reflexe warf.

Der Mensch in der Flamme. Stark verkleinert, aber ein Mensch. Er sah das Gesicht, die Haut, sogar die Falten darin, die ihm zeigten, daß er es mit einem älteren Mann zu tun hatte.

Herbert zitterte. Er drehte den Kopf und schaute die Stufen der Treppe hoch, die sich an ihrem Ende mit einer von links kommenden kreuzte. In was war er da hineingeraten. Für das Grauen hatte er einfach keine Erklärung. Es war vorhanden, es hatte ihn überkommen, er sah es und spürte den inneren Drang, die Hand auszustrecken.

Dabei dachte er wieder an den Namen auf dem Schild.

Dariolo!

Das war sein Pseudonym. Darunter war er bekannt geworden, aber er hatte sich nie mit Dingen beschäftigt, wie er sie hier sah. Das war der reine, kalte Horror, finsterste Magie, vielleicht von der Hölle ausgesandt worden, aber nicht normal.

Eine Flamme mit einem Menschen darin, der ihn anschaute, jetzt die Mundwinkel verzog, sich aber nicht zu einem Lächeln durchringen konnte.

War es Freude, Ungewißheit oder Furcht?

Vielleicht kamen alle drei Dinge zusammen. Gleichzeitig vernahm Friday auch eine Botschaft.

Möglicherweise hatte der andere geredet. Und wenn, dann laut genug, damit der Mensch es auch verstand.

»Streichle mich…«

Es klang wie ein Befehl. Zuerst zuckte Herbert zurück. Er drehte den Kopf, suchte nach dem Sprecher, bis ihm klarwurde, daß die Flamme zu ihm geredet hatte und die Stimme allein aus ihr geklungen war.

»Streichle mich…«

Vorsichtig hob er seine Hand. Es war eine sehr behutsam geführte Geste, und er behielt sie auch bei, als er die Hand krümmte und sie so um die Flamme legte, als wollte er damit den Kopf eines Wellensittichs streicheln.

Jetzt hätte er die Wärme spüren müssen, und eine Sekunde später die Hitze.

Keines von beiden war vorhanden. Die Flamme strahlte überhaupt nichts ab. Sie verhielt sich neutral.

Und er hörte wieder die Stimme. »Faß mich an, streichle mich.«

Friday schüttelte den Kopf. Er besaß eine Antenne für übersinnliche Phänomene, aber das hier war einfach zuviel. Dafür hatte auch er keine Erklärung, es überstieg sein Fassungsvermögen. Erklärungen wären ihm lächerlich vorgekommen.

Der Mann im Feuer war angezogen. Er trug einen Parka-Mantel, Jeans, einen Pullover. Dabei wirkte er völlig normal, als wäre er eben von der Arbeit gekommen.

Sein Kopf reichte bis in die Spitze der Flamme. Das Gesicht wirkte

grau, leicht faltig und trotz der Verkleinerung scharf gezeichnet.

Herbert Friday schaute die Stufen hoch und ließ seinen Blick auch über den Handlauf gleiten.

Die Flammen standen dort wie Wächter. Ruhig brannten sie, und jede von ihnen enthielt einen Menschen.

Männer und Frauen. Nur Kinder fehlten. Ansonsten gaben sie einen Querschnitt durch die Bevölkerung.

Friday hörte wieder die Stimme. Diesmal klang sie härter, befehlender, fast grausam.

»Drück zu!«

Der Autor schrak zusammen. Die Gesichtszüge wirkten angespannt. Jemand schien seine Haut glatt gezogen zu haben. Er wußte, was man ihm da mitgeteilt hatte.

Es war ein Mordbefehl gewesen!

Er sollte töten, vernichten, den Menschen innerhalb der Flamme zerquetschen.

»Nein!« flüsterte er. »Nein, das kann ich nicht.« Friday ging einen Schritt zur Seite. »So etwas könnt ihr von mir nicht verlangen. Ich will nicht…!«

»Drück ihm die Kehle zu!«

Er krümmte sich. Es war nicht allein der Mordbefehl, der ihn so aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, da gehörte noch etwas anderes dazu, das gleich schlimm war.

Damit meinte er die Stimme.

Sie war nicht mit der ersten identisch, die ihm den ersten Befehl gegeben hatte. Die zweite war eine andere gewesen, aber eine ihm sehr bekannte. Er hatte sie schon gehört. Sehr oft sogar. Nur war der Autor in diesem Moment so durcheinander, daß er keine Lösung fand.

Und wieder sprach die Stimme. »Drücke zu! Fasse in die Flamme hinein und zerquetsche ihn!«

Da fiel es Herbert Friday wie Schuppen von den Augen. Auf einmal wußte er, wer gesprochen hatte.

Die Stimme gehörte ihm selbst!

***

Das Erschrecken über dieses Wissen glich einer Schockwelle, die ihn erwischte. Der Mann stand unbeweglich, er fror und schwitzte zur gleichen Zeit. Dabei dachte er darüber nach, wie es möglich sein konnte, daß er sich selbst den Mordbefehl gegeben hatte.

Er ein Mörder?

Nein, das stand im Gegensatz zu seiner Lebensauffassung. Er hatte die Natur und das Leben stets geschützt, weil er genau wußte, daß nicht nur Menschen Schmerzen verspüren, auch andere Wesen litten unter bestimmten Voraussetzungen. Auch sie verspürten Schmerzen,

man konnte sie quälen, und er hatte bei all seinen Forschungen und Versuchen das kostbare Gut Leben stets sehr hoch gehalten.

Jetzt sollte es vernichtet werden. Was befand sich in seinem Innern? Hatte sich seine Seele zu einer Umkehr gezwungen gefühlt? Drang unter Umständen jetzt das hervor, was lange und tief in ihm geschlummert hatte und wohl in jedem Menschen wohnte. War die Zeit der guten Taten endgültig vorbei? Eine andere Möglichkeit sah er nicht. Da mußte aus der Tiefe der menschlichen Psyche etwas hervorgestiegen sein, für das er keine Erklärung fand. Und es erschreckte ihn so tief, daß es sein normales Denken überspülte.

»Töten mußt du…«

Wieder hatte er sich den Befehl gegeben, der schon einem gefährlichen Schlachtruf glich.

Herbert ging zurück. Er kam einfach nicht mehr zurecht. Diese Situation wuchs ihm über den Kopf.

Er hatte dem Haus nur einen kurzen Besuch abstatten wollen und nicht ahnen können, welch eine Hölle ihn hier erwartete. Zwischen diesen Mauern wohnte das Grauen, eingehüllt, verpackt, aber dennoch frei.

Und an der Tür stand sein Name.

DARIOLO!

So hatte er sich genannt. Unter diesem Pseudonym war er in der Fachwelt bekannt geworden, er hatte es auch mit fortschreitender Zeit als zweites Ich angesehen. Doch es war nie faßbar gewesen, eine imaginäre Figur, die irgendwo schwebte und keine Gestalt bekommen hatte, die sich aber irgendwann gegen ihn stellte.

Das zweite Ich kämpfte gegen das erste.

Herbert atmete schwer. Sein Blick fiel in die Tiefe der Halle hinein. Er sah die zahlreichen, einen Wirrwarr bildenden Treppen, die Kreuzungen der Stufen, die Podeste, manche dunkel, andere vom matten Schein der Lichter berührt, und das Licht der Flammen verschwand in seiner Klarheit. Es wurde für ihn zu einem Brei.

Er spürte den inneren Druck. Schwer lastete er auf seiner Seele. Die Angst war da. Sie schien die Seele regelrecht aufzufressen, sie zu zerstören. Er atmete schwer, der Schweiß wurde zu einer zweiten Schicht, und er dachte daran, daß er dem Befehl widerstanden hatte.

Dennoch wollte er nicht länger bleiben. Herbert Friday hatte genug gesehen. Dieses Haus war nicht normal. Da lauerte das Grauen, auch wenn es nicht sichtbar war.

Hier reagierte das Böse im Unterbewußtsein und hatte als äußeres Zeichen das Feuer gesetzt.

Herbert wollte zurück in sein Büro. Er brauchte jetzt einfach Stunden, vielleicht auch Tage, um über die Dinge nachdenken zu können. Er mußte sie sortieren, richtig einordnen und konnte erst

dann seine Entscheidungen treffen.
Doch man ließ ihn nicht.
Bisher hatte er angenommen, allein in der Halle zu stehen. Wie sehr er sich irrte, hörte er daran, als plötzlich Schritte aufklangen. Sie waren nicht sehr laut gesetzt, aber sehr genau zu hören, als würden sie kleine Echos abgeben, die ihm befahlen, stehenzubleiben.
Und er blieb stehen.
Noch sah er den Ankömmling nicht, obwohl er die Schritte vernahm. Der Fremde hatte die Größe der Halle ausgenutzt. Er konnte sich bewegen, ohne gesehen zu werden.
Und er kam näher…
Die Echos der Tritte bekamen einen anderen Klang. Lauter und auch zielstrebiger. Dieser Fremde, der näher kam, wußte, was er wert war. Er ging, wie der Besitzer eines Hauses gehen mußte, und Herbert Fridays Angst wuchs mit jeder Sekunde.
Noch hatte er den Fremden nicht entdecken können. Wahrscheinlich gelang es diesem, die Geländer der zahlreichen Treppen für seine Deckung auszunutzen, möglicherweise ging er auch geduckt, aber die Richtung behielt er bei.
So näherte er sich dem Schriftsteller, der versuchte, seine Angst zu unterdrücken.
Friday stand auf dem Boden und lauschte den Echos der Schritte.
Als Autor war es ihm gegeben, Vergleiche zu finden. Auch für sich fand er einen. Er war der Delinquent, der andere der Henker, der sich ihm Schritt für Schritt näherte.
Hatte er auch mit Fridays Stimme gesprochen?
Mit einer fahrig wirkenden Geste wischte der Mann über sein Haar und fühlte dabei die schweißfeuchten Spitzen zwischen seinen Fingern. Angst kann die Seele eines Menschen regelrecht zerstören, sie auffressen, und so ähnlich fühlte er sich in diesen Augenblicken. Es fiel ihm schwer, noch an seine Seele zu glauben, weil er sich wie jemand vorkam, dem man sie geraubt hatte.
Schräg vor ihm befand sich die Treppe. Am Ende der Stufenreihe, wo sich andere von drei verschiedenen Seiten kommend trafen und eine Plattform bildeten, entstand eine Bewegung.
Herbert hatte sie zuvor noch nicht gesehen. Dort mußte der Unbekannte erscheinen.
Viel sah er nicht…
Eine tiefe Schwärze vielleicht, die sich bewegte, als würde eine Fahne im Wind flattern, aber es strich kein Luftzug über die Flammen. Sie brannten ruhig und standen senkrecht.
Der Fremde blieb stehen.
Vom Treppenpodest her hob er sich als Schatten ab. Nicht scharf gezeichnet, eher flatternd, als wäre er in irgend etwas eingehüllt. Er

wirkte unheimlich, obwohl Herbert ihn noch aus der Entfernung sah.

Aber er kam näher…

Bis er den Rand der obersten Stufe erreicht hatte, wo er stehenblieb und die Treppe hinabschaute. Es dauerte Sekunden, bis er seine Stimme erhob. Wahrscheinlich wollte er die Erwartung des Autors noch steigern, dann aber meldete er sich.

»Komm zu mir!«

Herbert krümmte sich. Die Stimme war ein Wahnsinn. Sie gehörte einem Fremden und trotzdem ihm.

Fridays Neugierde siegte schließlich über die Angst. Zudem konnte er nicht anders, denn in der Stimme des Fremden hatte ein zwingender Befehl gelegen.

Und so setzte er sich in Bewegung. Zitternd, langsam. Nicht wissend, was ihn letztendlich erwartete.

Er wollte das Geländer nicht anfassen, als er die Stufen hochging. Sein Blick war starr und schräg in die Höhe gerichtet, wo der andere stand und auf ihn wartete.

Wie eine Figur aus einem Gruselfilm wirkte er. Eingepackt in einen dunklen Umhang, wie ihn ebenfalls sehr gut ein Schauspieler hätte benutzen können. Der hohe Kragen, fast wie ein Schal aussehend, rahmte das Gesicht ein. Er gab Schatten, die auch die Augen umschlossen, so daß von den Zügen nur mehr etwas zu ahnen war.

Über die Länge der Treppe hinweg schauten sie sich an. Die Flammen standen an den Seiten. Sie brannten ruhig und wirkten wie feurige Wächter, die im nächsten Augenblick eine Hölle entfachen konnten, wenn sie den Befehl bekamen.

Eine Zeit des Schweigens entstand. Der Unheimliche hielt seine Arme vor der Brust verschränkt, er schaute sich den am Ende der Treppe Stehenden sehr genau an.

Und Herbert Friday kam sich vor wie ein Mann, dem es gelungen war, seinen eigenen Schatten zu überspringen, als er die erste Frage stellte, die nur flüsternd über seine Lippen drang.

»Wer bist du?«

Wie ein Hauch schwebten die drei Worte die Treppe hoch, erreichten die Ohren des Fremden, der direkt eine Antwort gab.

»Ich bin Dariolo, dein zweites Ich!«

***

Irgendwie hatte Herbert Friday mit dieser Antwort rechnen müssen und auch damit gerechnet. Dennoch erschreckte sie ihn, ließ ihn zittern und wühlte sein Innerstes auf.

»Nein, nein, das kann nicht sein. Du bist nicht mein zweites Ich.« Er deutete mit der Fingerspitze auf seine Brust. »Das zweite Ich, das sitzt hier, es ist unsichtbar. Man kann es nicht materialisieren, es kann

nicht zu einer Gestalt werden, weil es gestaltlos ist. Es ist Seele, es ist Geist, der…«

»Ich bin es trotzdem!«

Dariolo hatte sehr überzeugend gesprochen, und Friday nickte, obwohl er selbst nicht davon überzeugt war, aber er wollte dem Fremden nicht widersprechen.

Dariolo wußte es besser. »Du verstehst mich nicht - oder?«

»Nein…«

»Das glaube ich. Doch für jeden Menschen kommt der Zeitpunkt, wo er sich mit seinem zweiten Ich auseinandersetzen muß. Auch bei dir ist es jetzt soweit. Du hast es gefördert, du hast dir einen zweiten Namen zugelegt und dich sehr damit beschäftigt. Dieser zweite Name hat Gestalt angenommen. Das Gebilde deiner Phantasie hat sich so geformt, daß es tatsächlich existiert und daß du nicht in der Lage bist, es zu steuern, denn es wird selbstverständlich handeln.«

Er schüttelte den Kopf. »Wie… wie bist du entstanden?« Herbert war mit den Nerven dicht am Ende.

»Aus der Seele.«

»Das geht nicht!«

»Vielleicht aus deiner Phantasie. Ich bin das Produkt deiner Träume, die zu einer Gestalt geworden sind. Du hast deinen Geist reinigen wollen und vieles aus deinem Körper verbannt. Es hat sich verbunden und zu einem Wesen geformt, das Dariolo heißt. Dariolo, dieser Name soll und muß dir etwas sagen. Du hast ihn als Zweitnamen gewählt, aber du hast nie daran gedacht, daß dieser Zweitname auch Gestalt annehmen könnte, nicht wahr?«

»Das gibt es nicht…«

Dariolo nickte. »Doch, das gibt es. Ich bin das Produkt deiner Träume. Du hast oft geträumt, gib es zu…«

»Ja, ja…«

»In deinen Träumen warst du ein anderer. Da hast du gehofft, die Natur unter Kontrolle zu bekommen. Wenn du träumtest, wurde dein zweites Ich ungemein stark. Du hast dir die Macht gewünscht, die du normal nicht bekommen hättest. Das alles ist nun eingetreten, mein Freund. Ich stehe vor dir, deine wahrgewordene Traumgestalt. Wer das Feuer beherrscht, hat die Macht, so wurde es gesagt. Feuer und Macht gehören zusammen. Dein zweites Ich hat es geschafft, schau mich an.«

Herbert Friday atmete schwer. »Nein, du kannst kein Mensch sein. Du bist eine Halluzination, eine Einbildung. Ich will es nicht glauben, daß du ein Mensch bist.«

»Soll ich zu dir kommen?«

»Bleib, wo du bist.« Friday schaute sich um. Sein Blick glitt über die Flammen. Er bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen. Er hatte viele

Fragen auf dem Herzen, nur wagte er nicht, sie auszusprechen.
»Ich möchte dir noch etwas sagen«, flüsterte Dariolo ihm entgegen. »Du kannst versuchen, was immer du auch willst, aber du wirst es nie schaffen, mich zu töten. Wenn du es tatsächlich versuchen solltest, stirbst du. Das gleiche geschieht mit mir, wenn du stirbst. Wir sind untrennbar miteinander verbunden, begreifst du das?«
»Kaum…«
»Ich bin dein zweites Ich. Davon mußt du ausgehen. An nichts anderes darfst du denken. Zwischen dir und mir existiert eine Verbindung, die fast untrennbar ist. Ich bin ein Stück von dir, du bist ein Stück von mir, das ist alles.«
Der Autor hob in einer hilflos anmutenden Geste die Schultern. »Aber… aber wieso denn…?«
»Deine Forschungen, deine Gedanken - sie haben sich niedergeschlagen und nahmen Gestalt an. Willst du noch mehr wissen? Hat es nicht Zeiten gegeben, in denen du über das Feuer und seine Kraft nachgedacht hast? Spieltest du nicht damit?«
»Gedanklich.«
»Ja, gedanklich. Du hast davon geträumt, andere beherrschen zu können. Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn man sie…«
»Ich kenne das!« schrie Friday.
»Jetzt erinnerst du dich. Feuer kann vernichten, Feuer bedeutet aber auch Leben. Und das Feuer hat mir das Leben gegeben. Ich kann es beherrschen.. Mir gehorcht es. All deine Wünsche sind in mir wahr geworden. Ich lasse das Feuer auf die Menschen los, so daß diese Gefangene der Flammen sind, wie du es hier siehst. Wenn ich will, verbrennen die Menschen in den Flammen. Wenn ich nicht will, bleiben sie im Feuer gefangen und leben so weiter.«
»Für immer?« hauchte Friday.
»Möglich. Es kommt darauf an, wie wir uns vertragen. Solltest du böse Gedanken gegen mich hegen, werden die Menschen hier sterben. Denk immer daran, daß du jetzt nicht allein bist. Ich wohne in deiner Nähe, ich kann überall hin, wo du mich hinschickst.«
»Ich schicke dich nie weg!«
»Das hast du bereits«, stellte Dariolo richtig. »In Gedanken tust du es. Du hast dich neulich gedanklich mit London befaßt und dir gewünscht, mit der U-Bahn durch die Stadt zu fahren. Du wolltest Menschen sehen, in ihre Gesichter schauen, um möglicherweise herauszufinden, an was sie gerade denken.«
»Das stimmt«, sagte Friday. »Und ich war da.«
»Wo?«
»In der U-Bahn. Du bist nicht selbst gefahren, aber ich ging hin. Ich war plötzlich da, ich stand auf den Schienen und ließ den Zug in die Feuerwand rollen. Man nannte mich den Abflammer. Wenn du

Zeitungen liest, wirst du mehr über mich erfahren. Die Menschen, die du in diesen Flammen gefangen siehst, waren die Passagiere der U-Bahn. So hast du es doch noch geschafft, mit ihnen in Kontakt zu treten, aber nur durch dein Unterbewußtsein, dem du den Weg gewiesen hast.«

Friday hätte sich gegen die Stirn schlagen können über soviel Wahnsinn, den er gehört hatte. Aber der Wahnsinn war real, daran gab es nichts zu rütteln.

»Glaubst du es nun?« flüsterte Dariolo.

»Allmählich ja.«

»Dann geh wieder und denke daran, daß deine Wünsche und Hoffnungen Gestalt angenommen haben. Wir werden wieder voneinander hören. Und ich möchte dir eine Warnung mit auf den Weg geben. Ich spüre, daß man uns auf der Spur ist. Eine unter diesen Personen ist dabei, die uns eventuell gefährlich werden könnte. Sowohl mir als auch dir. Deshalb gib acht und sei mißtrauisch allem Fremden gegenüber.«

Friday hatte die Worte vernommen, und sie waren ihm hart auf den Magen geschlagen. Er wollte sich schon umdrehen, als ihm noch eine Frage einfiel. »Weshalb siehst du anders aus als ich? Bitte, sag es mir. Weshalb macht das Unterbewußtsein einen so großen Unterschied?«

»Weil ich die dunkle Seite bin. Ich bin die düstere Seite deines Lebens, das ja in zwei Ebenen geteilt ist. In eine helle und in eine finstere.«

»Und wo ist die helle? Wer ist sie?«

»Vielleicht das, was die Menschen einmal Schutzengel genannt haben…« Bei diesen Worten lachte Dariolo scharf auf, drehte sich um und ging einfach davon.

Durch den Luftzug bewegten sich die Flammen und schienen sich vor ihm zu verneigen.

Herbert Friday aber blieb stehen, ohne etwas zu denken. Er schaute der anderen Gestalt nach, sein Innerstes war aufgewühlt. Er wollte sich selbst Antworten auf viele Fragen geben, was er aber nicht schaffte. Wie ein Schlafwandler drehte er sich um und ging davon. Er teilte den Vorhang, geriet an die Haustür und zog sie auf.

Kalter Winterwind blies in sein Gesicht und ließ die Haare flattern. Auf der obersten Treppenstufe blieb er stehen und schaute gegen den Himmel. Er war durch den Wind fast blankgewaschen worden. Auf der unendlich erscheinenden Fläche funkelten die Sterne in ihrer kalten, unpersönlich wirkenden Pracht.

Alles war so weit entfernt, aber für das Unterbewußtsein nur ein Gedankensprung.

Konnte er sein Unterbewußtsein auch dort oben hin transportieren? Ein fantastischer Gedanke, so fremd, so ungewöhnlich, auch

undurchführbar? Er hob die Schultern. In diesen Augenblicken konnte er darüber nicht nachdenken, andere Dinge waren wichtiger. Er mußte Ordnung in seinen Kopf bringen, aber eines war sicher.

Das existent gewordene Unterbewußtsein ermöglichte ihm durch diese außergewöhnlichen Kräfte phantastische Möglichkeiten. So konnte der Mensch bald vieles überspringen.

Und er gehörte zu den ersten. Vielleicht war er auch der erste. Ein Windzug fuhr gegen ihn und ließ ihn frösteln. Er schlug den Kragen des Mantels hoch. Im Dunkeln eilte er die Stufen der Treppe hinab und schaute sich nicht einmal um.

Margret hatte auf ihn gewartet. Sie atmete sichtlich auf, als ihr Mann ins Haus trat. »Himmel, bist du lange weggeblieben. Wo warst du denn überall?«

»Im Haus!«

»Die ganze Zeit über?«

»Ja.«

»Ist es denn bewohnt?«

»Ich weiß es nicht genau«, erwiderte Herbert. »Zumindest ist es interessant.« Nach diesem Satz lief er fast fluchtartig vor seiner Frau davon und knallte die Tür seines Zimmers hinter sich zu.

Er wollte allein sein.

Margrets Worte hörte er nicht. »Wenn das nur gutgeht…«

***

Es hatte nach Bier gerochen, nach Schweiß, auch ein wenig nach Parfüm und Feuchtigkeit. Dies alles gehörte zum Geruch eines U-Bahn-Wagens ebenso wie das Rattern der Räder, das Schaukeln der Waggons, die Dunkelheit der Tunnels und das flackernde Licht. Wer öfter mit der Bahn fuhr, hatte sich schnell daran gewöhnt.

Auch Jane Collins hatte diese Umgebung wahrgenommen und auch den Geruch, der sie kaum störte.

Bis es dann passiert war!

Das Grauen war schlagartig über sie hergefallen. Grauen in Form von alles fressendem und blendendem Feuer. Es war wie ein gewaltiger Ball oder wie eine Lawine gekommen, hatte nicht nur sie umhüllt, auch den Zug, und Jane konnte sich nur mehr daran erinnern, daß sie aufgesprungen war.

Als einziger Fahrgast im Wagen, die anderen waren vor Schreck erstarrt.

Sie waren hineingerast.

In das hellrote, gierige und zuckende Inferno der Flammen. Die Menschen hatten nicht einmal geschrieen, weil der fürchterliche Vorgang zu schnell ablief.

Auch Jane nicht.

Andere mochten die Augen geschlossen haben, sie nicht. Sie wollte dem Tod ins Auge sehen.

Ihre Gedankenwelt erlosch, das Feuer aber nicht. Es blieb, war auch dann vorhanden, als sie irgendwann einmal wieder so zu sich kam, daß sie denken konnte.

Sie hielt die Augen offen, schloß sie aber sehr schnell wieder, da sie geblendet wurde.

Zuerst dachte sie weiter darüber nach, ordnete ihre Gedanken, wobei es ihr auch gelang, die Furcht zu unterdrücken, so daß sie an sich selbst und ihre Situation denken konnte.

Jane begann, sich damit zu beschäftigen.

Feuer, wohin sie schaute. Sie drehte sich, sie wollte gehen, heraustreten aus dem Vorhang aus Flammen, aber das gelang ihr nicht. Die Grenze wurde scharf und grausam gezogen.

Jane hütete sich, einen zweiten Schritt zu machen, denn es wurde glühend heiß.

Und sie verstand.

Man hatte sie in einem Feuermantel gefangen, dessen Inneres das Gefängnis darstellte. Der äußere Mantel war glühend heiß. Er hätte sie gnadenlos verbrannt.

Also ließ sie eine Flucht bleiben!

Wiederum dauerte es seine Zeit, bis sie sich soweit unter Kontrolle hatte, daß sie normal denken konnte und sich auch über ihren Zustand klarwurde.

Sie konnte nicht weg.

Aus welchen Gründen auch immer, war sie in die Gewalt einer gefährlichen Macht geraten, die Jane kontrollierte und nicht umgekehrt. Selbstverständlich dachte sie sofort an ihre Vergangenheit, an das Hexendasein und an die Rache derer, die zurückgeblieben waren und Jane auf die Todesliste gesetzt hatten.

Sollte es den anderen tatsächlich möglich gewesen sein, sie auf diese Art und Weise zu fangen?

Eingepfercht im Feuer, das wie ein Mantel aus Stahl wirkte, den sie nicht durchbrechen konnte.

Jane schüttelte den Kopf. Was hatte es für einen Sinn? Man hätte sie längst töten können, aber sie lebte, und sie konnte sich sogar bewegen.

Da ihr Leben nicht unmittelbar bedroht wurde, fand Jane auch die Kraft, sich um Dinge zu kümmern, die sie direkt umgaben, und zwar war dies nicht nur das Feuer.

Der gelbrote Vorhang war so dünn, daß sie hindurchschauen konnte. Leider sah sie die Umgebung nicht klar, aber sie erkannte, daß noch andere Zungen in der Nähe standen. Die blitzenden Reflexe zeugten davon. Zudem waren sie unterschiedlich hoch angeordnet. Einige

standen höher, andere wiederum tiefer, wieder andere nach rechts oder links hin versetzt, als würden sie auf einer Treppe stehen.

Zwischen den Lichtern ballte sich die Dunkelheit zusammen. Tiefe Schatten, die eine Wand bildeten, ohne Leben, ohne Bewegung.

Wie lange Jane Collins bereits in der Flamme stand, wußte sie selbst nicht zu sagen. Es konnten seit dem Unglück Stunden, Tage oder Wochen vergangen sein. Als verkleinerte Gefangene im Feuer waren diese Grenzen für sie aufgehoben worden.

Auch die anderen Flammen waren besetzt. Wenn sie es auch nicht sehr klar und überdeutlich sah, so erkannte sie doch, daß sich in den übrigen Feuerzungen ebenfalls dunkle Gegenstände befanden.

Gefangene wie sie…

Jane atmete, sie lebte, sie konnte sich ja bewegen, nur eben nicht fliehen.

Und sie hörte Schritte…

Zuerst sehr leise, kaum wahrnehmbar, dann aber lauter werdend. Ein Zeichen, daß sich jemand auf sie zubewegte.

Wer?

Jane drehte sich in die Richtung, aus der die Schritte klangen. Noch sah sie nichts, nur die Reflexe und die Schattenwände dazwischen.

Genau dort entstand eine Bewegung.

Ein Mann kam.

Sie sah seine Gestalt übergroß. Wenn er ging, sah es so aus, als würde die Dunkelheit um ihn herum fließen. Dabei war es sicherlich nur sein Mantel, der sich bewegte.

Er kam zu ihr.

Von zwei Seiten erschien etwas in ihrem Blickfeld. Zuerst sah sie noch nichts, dann kristallisierten sich zwei Hände hervor, deren Finger dicht zusammen lagen, wobei die Hände aber trotzdem gekrümmt blieben, als wollten sie die Flamme umfassen und löschen.

Da bekam Jane Angst. Diese beiden Hände, so übergroß aus ihrer Perspektive, wirkten wie tödliche Klammern. Die besaßen die Kraft, um sie umzubringen.

Jane hielt den Atem an.

Was hatte sich der Unbekannte ausgedacht?

Er beugte sich vor. Zwischen den Händen, es war Platz genug, erschien sein Gesicht.

Breit und gleichzeitig hager. Eingebettet in tiefe Höhlen, lagen die Augen mit den dunklen Pupillen, in denen sich jetzt die Reflexe des Kerzenlichts brachen. Jane sah eine lange gerade Nase mit einem etwas helleren Rücken, als wäre dieser gepudert worden.

Der Mund lächelte.

Nein, das war kein Lächeln, es war ein Grinsen. Hinterhältig, gemein, beinahe brutal und auch wissend. Während Jane nichts wußte, kannte

dieser Mann alles, und er wirkte so, als wäre er der Beherrscher des Feuers und Meister über alle Flammen.

Das Gesicht drückte sich sehr nahe an die Flamme heran, so daß es eigentlich Verbrennungen hätte davontragen müssen. Dies jedoch geschah nicht. Statt dessen spitzte der Unbekannte die Lippen, als wollte er die Flamme ausblasen.

Janes künstliches Herz schlug schneller, als wäre es ein echtes. Sie hatte davor Furcht, daß mit dem Verlöschen der Flamme auch ihr Leben beendet sein würde.

Er blies tatsächlich. So genau dosiert, daß sich die Flamme nur bewegte.

Dennoch wurde es schlimm für Jane. Durch die tänzelnden Bewegungen des Feuers geriet sie auch an den Außenrand und spürte auf der Stelle die grausame Hitze, die über ihre Haut strich, als wollte sie diese vom Gesicht und den Händen abziehen.

Sie hörte sich selbst schreien, das Gesicht blieb, aber die Lippen zogen sich wieder in die Breite.

Dann verschwand der Unbekannte. Er ließ Jane allein in der Flamme zurück, und die ehemalige Hexe spürte zum erstenmal die Furcht wie eine drückende, schwere Last…

***

Wenn man darüber nachdachte, konnte man unserem Job auch gute Seiten abgewinnen. Dazu gehörte es, daß wir in England herumkamen und Orte kennenlernten, wo ein normaler Großstädter sonst nicht hinkam.

So verhielt es sich auch mit dem Kaff Lyme.

An der Südküste gelegen, fast an der Grenze zu Cornwall, schlief der Ort vor sich hin. Er konnte gar nicht anders, wenn man die industrielose Gegend betrachtete, durch die wir, rollten. Trotz des trüben Wintertages sah sie noch annehmbar aus.

Der Blick konnte weit ins flache Land fallen. Scharf gegen den grauen Himmel gezeichnet, standen einzelne kleine Wälder.

Ein schönes Land, in dem die kleinen Dörfer zwischen den Hügeln wie eingebettet lagen, oft bewacht von einer alten Burg oder einem Schloß, von denen die meisten nur mehr aus Resten und Fragmenten bestanden.

Im Süden lag die Küste. Wir brauchten nicht direkt dorthin, aber die Felsen wuchsen auch tief und grau in das Land hinein, so daß sie mehr Abwechslung in die Umgebung brachten.

Suko und ich hatten uns mit der Fahrerei abgelöst. Glücklicherweise war es uns gelungen, Lady Sarah zu Hause zu lassen. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie uns nicht allein fahren lassen.

Sie hatte sich immer wieder etwas einfallen lassen, um uns zu

überreden, aber wir waren hart wie Granit geblieben.

Die Spur war vage, daran bestand kein Zweifel. Aber irgendwo mußten wir ja versuchen, den roten Faden zu finden. Und gern waren wir beide nicht aus London abgefahren. Dort hatte der Abflammer ja so gnadenlos zugeschlagen. Es konnte auch sein, daß er uns aus der Stadt hatte weglocken wollen.

Nebel herrschte nicht.

Der ballte sich um diese Zeit mehr in den Feuchtgebieten und auch der Großstadt London zusammen. Unsere Sicht war klar, regenklar, wie man so schön sagt.

Wir fuhren nach der Karte und richteten uns auch nach den Wegweisern, die vereinzelt wie kahle Arme aus dem Gelände ragten.

Manchmal schaute sogar die Sonne aus den Wolkenlücken. Da sie im Dezember ziemlich tief stand, blendete sie.

Lyme erreichten wir gegen Mittag. Der Ort erinnerte wirklich an ein verschlafenes Nest wie man es noch aus alten Märchen- oder Geschichtsbüchern kannte.

Man besaß hier noch keine Zentraloder Gasheizungen. Aus den Schornsteinen der Hausdächer quollen unterschiedlich dicke Schwaden und verteilten sich über den Dächern.

Lyme lag noch von den Felsen entfernt. Sie begannen erst jenseits des Ortes. Dort änderte sich dann schlagartig die Umgebung. Sie wurde rauh und wild wie die See, die, einige Meilen entfernt, gegen die hohen Küstenwände brandete.

Einige Häuser verschwanden unter dem Grün der Gewächse, die auch im Winter hielten. Für die Fenster und Türen schien man Löcher hineingeschnitten zu haben. Die Scheiben glänzten blank.

Wer hier lebte, der hielt auf Ordnung.

Ich sah ein Hotel. Der Holzbau schmiegte sich an einen Hang. Das Dach war weit vorgezogen. Unter ihm befand sich eine breite Terrasse, auf der aber nicht einmal Stühle standen.

Wollte man etwas erfahren, war es am besten, den Polizeiposten anzusteuern. Den wiederum gab es nicht in Lyme. Einen Bürgermeister wollten wir auch nicht aufschrecken, so hielten wir uns eben an die Passanten auf den Gehsteigen.

Wir fragten nach einem gewissen Dariolo.

Die Frau hatte sich zur Seite gebeugt und hielt ihre Hand gegen das Ohr. Ich wiederholte, sie aber hob nur die Schultern und sagte: »Den kenne ich nicht.«

»Er ist Schriftsteller.«

»Ach so, den.«

»Ja, wo wohnt er.«

»Nicht hier.«

»Aber man hat uns gesagt…«

»Nichts hat man Ihnen gesagt. Ihr meint sicherlich Herbert Friday.«

»Genau.«

»Der wohnt weiter weg.« Wir bekamen den Weg beschrieben, bevor die Frau wieder ihre Einkaufstasche hochnahm und weiterging.

Quer durch den Ort mußten wir noch fahren. Danach hörte das Pflaster auf. Die Straße wurde zu einem Band, das in die Felsen hineinführte. Schlaglöcher konnte ich nicht immer umfahren, und links von uns kratzte das Gestrüpp an die Scheiben.

Die Wand war sehr dicht, bis der erste Einschnitt kam, so daß der Blick über freies Gelände flog.

Ein weiterer Weg führte hoch und endete dort, wo sich der Schatten eines Hauses abzeichnete.

»Da muß es sein«, sagte Suko.

Wir rollten hin. Das Haus hatte sich der Umgebung angepaßt. Kein strahlendes Weiß, sondern ein düsteres Bleigrau, wie eben das Gestein, das die Gegend beherrschte.

Sämtliche Fenster waren geschlossen.

»Sieht aus, als würde dort niemand wohnen«, sagte Suko und hatte gar nicht mal so unrecht.

Wir fuhren trotzdem hin. Ich stellte den Rover neben einem grünen Fiat ab.

Suko stieg vor mir aus. Bis zur Tür mußten wir über eine Natursteintreppe hochlaufen.

Noch immer ließ sich niemand blicken. Falls man uns gesehen haben sollte, hielt man sich vornehm zurück.

Suko schellte, als ich noch auf der Treppe war. Es glich schon eher einer kleinen Überraschung, daß dennoch sehr schnell geöffnet wurde. Eine schwarzhaarige Frau um die Fünfzig schaute uns fragend an.

»Sie wünschen?«

Suko stellte sich vor, auch ich tat es, und wir fragten, ob wir Mr. Friday sprechen könnten.

»Oh, das ist schwer. Er empfängt nämlich nicht jeden. Was wollen Sie denn von ihm?«

»Nun, Ihr Mann ist ein bekannter Autor. Wir haben seine Bücher gelesen…«

»Das taten viele.«

»Richtig, Madam.« Ich lächelte. »Aber wir sind nicht nur Leser, auch mit dem Büchergeschäft verwachsen. Wir kümmern uns um ausländische Lizenzen. Frankreich und Deutschland haben ebenfalls einen sehr großen Markt. Möglicherweise ist dort etwas zu machen, denn das Interesse an diesem Gebiet beschränkt sich nicht auf den angelsächsischen Raum allein.« Ich war mir wie ein Vertreter vorgekommen und hoffte, daß man mir meine Worte abnehmen würde.

Noch zögerte Mrs. Friday.
»Wir können auch warten, Madam.«
»Ja, das müßten Sie.«
Diese Antwort zeigte uns, daß sie sich entschlossen hatte, uns nicht abzuweisen.
Sie ließ uns eintreten. Die große Diele war gemütlich eingerichtet. Passend zu dem Kamin standen die dicken Möbel auf ebenfalls dick gewebten Teppichen, die nach Handarbeit aussahen.
Im Kamin flackerte kein Feuer. Die Diele war düster. Mrs. Friday machte erst jetzt Licht, bot uns einen Platz und etwas zu trinken an. Wir lehnten den Honigwein dankend ab.
Sie saß uns gegenüber. »Wollen Sie wirklich die Bücher meines Mannes ins Ausland verkaufen und sie übersetzen lassen?«
»Das hatten wir eigentlich vor.«
Sie nickte. »Es wäre sicherlich gut. Ich würde mich freuen.«
»Ihr Gatte nicht?« fragte Suko sofort.
»Das kann ich nicht sagen. Sie werden ihn ja kennenlernen, -und Sie wissen ja auch, über welche Themen er schreibt. Manchmal bedeutet das Schreiben der Bücher für ihn eine seelische Qual, denn er beschäftigt sich sehr intensiv mit den Dingen, über die er schreibt. Ich will nicht sagen, daß sie ihn quälen, aber es ist nicht einfach, daraus Zusammenhänge zu formen.«
»Ja«, sagte ich, »die Esoterik ist kompliziert.«
»Das können Sie mit Fug und Recht behaupten. Zudem gehört mein Mann zu den sensitiven Menschen…«
»Ist er ein Medium?«
»Das will ich nicht gerade sagen. Ich habe auch zu wenig Ahnung davon. Aber manchmal habe ich das Gefühl, dann denke ich immer, daß mir mein Mann überhaupt nicht gehört, daß er in anderen Regionen schwebt, die fern von hier sind.«
»Er denkt viel, nicht?«
»Zu viel.«
»Wie ist sein Verhältnis zum Feuer?« fragte ich und hatte damit sprunghaft das Thema gewechselt.
»Was meinen Sie?«
Ich griff jetzt in die Trickkiste. »Wir sind auf diesem Gebiet ebenfalls nicht unbedarft und haben gehört, daß medial veranlagte Menschen ein besonderes Verhältnis zu den Flammen oder zum Feuer haben.«
»Das weiß ich nicht.«
»Also ihr Mann ist da normal?«
»Das kann man sagen.«
Ich wußte nicht, ob ich der Frau glauben sollte. Sie würde uns bestimmt nicht alles auf die Nase binden. Vielleicht spielte sie auch nur die Naive, die von nichts Ahnung hatte.

Ich ließ meinen Blick über die Bilder an den Wänden gleiten. Die Bilder zeigten normale Motive.

Altenglische Aquarelle. Viel Landschaft, manchmal sehr traurig gezeichnet und eine winterliche Stimmung wiedergebend.

»Ich könnte Ihnen einen Tee kochen«, sagte Mrs. Friday und unterbrach das Schweigen.

»Bitte, machen Sie sich keine Umstände. Uns kommt es auf Ihren Mann an, den wir beide bewundert haben. Wer diese Schlüsse zieht, muß außergewöhnlich sein.«

Margret Friday nickte. »Das ist er in der Tat.«

Suko hatte eine Frage. »Wie ist Ihr Mann eigentlich auf das Pseudonym Dariolo gekommen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber Sie sind seine Frau.«

»Schon. Über diese Dinge haben wir nicht gesprochen. Er hatte sich schon vor unserer Hochzeit mit den Dingen beschäftigt, die für die meisten Menschen den Geruch des Mystischen und Unheimlichen haben.«

»Aber er ist normal geblieben?«

»Natürlich. Wenn Sie mit ihm reden, werden Sie zwar etwas überrascht sein, weil er zu den Menschen gehört, die sich nicht gern produzieren, aber er weiß viel und ist intelligent. Manchmal denke ich, daß er hinter die Dinge schauen kann. Er ist eben ein moderner Mystiker. Ich wollte, es gäbe mehr von diesen Menschen.«

»Da könnten Sie recht haben«, sagte ich. »Dabei möchte ich noch einmal auf das Feuer zurückkommen. Er hat wirklich keine besondere Beziehung dazu?«

»Weshalb sollte er? Ich verstehe Ihre Frage nicht.«

Jetzt mußte ich mich drehen und wenden. »Auch wir haben uns mit den übersinnlichen Dingen des Lebens beschäftigt und kennen auch Menschen, die ähnlich sind wie Ihr Mann. So haben wir jemand erlebt, der seine Kraft aus dem Feuer holt…«

Die Augen der Frau hatten sich leicht verengt. Das brauchte keinen besonderen Grund zu haben, aber ich mißtraute dieser Margret Friday plötzlich. Zudem preßte sie die Lippen zusammen, die Mundwinkel verhärteten sich, ein Zeichen, daß sie innerlich auf Distanz ging. Sie schaute auch auf ihre Uhr und hob die Schultern. »Es ist mir auch unerklärlich, er müßte eigentlich schon hier sein.«

»Wir warten noch etwas.«

»Allerdings kann man bei ihm nie wissen, wann er kommt, denn Zeiten gibt er nie an. Ich weiß ja nicht, was Sie noch zu tun haben. Aber Sie könnten ja morgen noch einmal wiederkommen.«

»Nein, sie brauchen nicht noch einmal kommen.«

Wir hörten die Stimme und drehten uns um. Von uns unbeachtet,

hatte ein Mann die Tür leise geöffnet und den Raum betreten. Er stand dicht vor der Schwelle und drückte mit beiden Händen seine Mantelschöße zurück. Hinter den Gläsern der Brille blickten seine Augen ärgerlich. Der Wind hatte sein blondgraues Haar zerzaust, so daß es fast wie Draht um seinen Kopf wuchs.

Margret stand auf. »Gut, daß du kommst, Herbert. Diese beiden Gentlemen wollten dich sprechen.«

»Aber ich sie nicht.«.

Margret warf uns einen bedauernden Blick zu und hob auch die Schultern. Ihr Mann deutete zur Tür. »Gehen Sie endlich!«

Ich versuchte es trotzdem. »Wollen Sie uns nicht trotzdem noch anhören?«

»Nein.«

»Es geht um Ihren Vorteil.«

»Den können mir keine Fremden verschaffen«, erwiderte er giftig und funkelte uns an.

»Als Autor sollte man da nicht so starr denken.«

»Das meine ich auch, Herbert«, sagte seine Frau und ging auf ihn zu. »Denke daran, daß deine Bücher bestimmt auch im Ausland Erfolge werden. Ich glaube fest daran.«

»Aber ich nicht.«

»Weshalb zweifeln Sie?«

Er ging auf meine Frage nicht ein und beschäftigte sich mit seiner Frau. »Hör auf, Margret! Ich weiß genau, was ich tue. Ich habe meine Bücher in Englisch geschrieben, da steht mir der Markt offen. Auf den Rest bin ich nicht scharf.«

Margret Friday hob die Schultern und ließ den Arm ihres Mannes los. »Tut mir leid«, sagte sie an uns gewandt. »Sie haben ja selbst erlebt, daß mein Mann da anders denkt als ich.«

Ich quälte mir ebenso wie Suko ein Lächeln ab, hatte aber noch einen Einwand. »Sollen wir nicht noch einmal wiederkommen, Mr. Friday? Vielleicht paßt es Ihnen später besser.«

»Nein, ich will Sie nicht mehr sehen!«

Da konnten wir nichts machen, uns höchstens über das Benehmen des Mannes wundern. Ich wunderte mich allerdings darüber, welch eine Abneigung uns dieser Mann entgegenbrachte. Das grenzte schon an eine Feindschaft. Dabei hatten wir ihm nichts getan.

Er drehte sich hart um, ließ uns stehen wie zwei Schulbuben und schritt die Treppe hoch.

Margret Friday hob mit einer etwas verlegen wirkenden Geste die Schultern. »Es tut mir leid, ich möchte mich für meinen Mann entschuldigen. Ich habe nicht wissen können, daß er so reagiert.«

»Ist er denn immer so?«

Sie schaute zunächst die Treppe hoch. Erst als sie sah, daß ihr Mann

dort nicht stand, gab sie die Antwort, kam aber trotzdem nahe an uns heran und flüsterte die Worte. »In der letzten Zeit war er etwas unleidlich. Sie wissen ja, mit welchen Problemen er sich beschäftigt. Das geht nicht so ohne weiteres an einem Menschen vorbei. So etwas hinterläßt schon Spuren, sage ich Ihnen.«

»Sicher. Was wären es für Probleme?« fragte Suko.

»Ich blicke da auch nicht so genau durch. Doch einfach hat er es nicht gehabt.«

»Wer hat das schon?«

»Bei meinem Mann ist es anders. Er besitzt gewissermaßen ein zweites Ich, gegen das er ankämpfen muß.«

»Ach«, sagte ich.

»Ja, sein Unterbewußtsein ist besonders stark ausgeprägt. Das kann eine Last sein.«

»Und wie macht sie sich bemerkbar?«

Margret hob die Schultern. »Herbert hat Dinge erlebt, die kaum zu verkraften sind.«

»Können Sie da genauer Auskunft geben?«

Sie schaute mich groß an und schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, nein. Ich weiß gar nichts. Ich denke nur daran, daß er sich in etwas hineinsteigert. Und es hängt mit diesem Haus zusammen, da bin ich mir ganz sicher.«

»Was ist das für ein Haus?« fragte ich.

»Sie können es von hier aus sehen. Offiziell ist es unbewohnt, aber ich glaube nicht daran.«

»Woher wissen Sie das?«

»Das ist alles nicht einfach. Ich weiß es von meinem Mann, obwohl er nichts darüber gesagt hat. Dort im Haus muß es jemand geben, mit dem er Kontakt hat.«

»Nannte er Namen?«

»Ja und nein. Es ist komisch. Er nannte nur immer seinen eigenen, verstehen Sie?«

»Nein.«

»Sein Pseudonym Dariolo. Darüber hat er immer gesprochen. Er hat es so sehr in den Vordergrund gestellt, daß es mir schon fast unheimlich war. Aber wie es genau zusammenhängt, weiß ich auch nicht.«

»Sie geben aber dem Haus die Schuld«, sagte Suko.

»Zumindest einen großen Teil.«

Der Inspektor nickte. »Das ist doch immerhin schon etwas. Wir werden uns bestimmt…«

»Margret!«

Der Ruf klang scharf durch die Diele, und die Frau schrak zusammen. »O je, mein Mann. Ich habe mich zu lange bei Ihnen aufgehalten. Wie

gesagt, Sie sollten fahren.«

»Margret, komm!«

»Ja, Herbert, sofort.«

Wir nickten ihr noch einmal zu und verließen dieses ungastliche Haus des Schriftstellers.

Vor der Tür blieben wir stehen und schauten die Treppe aus Bruchsteinen hinab. Sie lag eingebettet in den Vorgartenhügel und endete dort, wo wir unseren Rover abgestellt hatten.

Ich warf einen Blick nach links. Dort mußte das Haus liegen, von dem Margret Friday gesprochen hatte. Eigentlich erkannte ich nichts, aber auch nur eigentlich, denn die dort hochwachsenden Felsen besaßen eine für mich ungewöhnliche Formation. Sie sahen einfach zu künstlich aus, um echt sein zu können.

Ich sprach Suko darauf an. Auch er nickte. »Ja, du könntest recht haben. Das ist möglicherweise ein Haus.«

»Fahren wir hin?«

»Sicher.«

Wir liefen die Treppe hinab zum Rover. Bevor wir einstiegen, warf ich noch einen Blick zurück, sah auch die Fenster des Hauses und hinter einem eine Bewegung.

Da stand jemand und schaute schräg in die Tiefe. Wer es war, konnte ich nicht erkennen, rechnete aber mit dem Herrn des Hauses, der sich so ungewöhnlich benommen hatte.

»Wenn der keinen Dreck am Stecken hat, fresse ich denselben«, sagte Suko voller Überzeugung.

»Das werden wir herausfinden.«

»Und wie?«

»Indem wir uns das Haus dort näher anschauen. Die Frau hat voller Überzeugung davon gesprochen, und es schien ihr selbst nicht angenehm zu sein. Wahrscheinlich wohnt dort doch jemand, den nur Friday kennt und die Frau stets im unklaren gelassen hat.«

»Das werden wir bald haben!« Suko rieb seine Hände. »Meiner Ansicht nach ist die Spur doch nicht so kalt, wie es einmal den Anschein gehabt hat…«

***

Margret Friday bereute es, den beiden Männern noch einige Informationen gegeben zu haben. Sollte ihr Mann mitgehört haben, würde sie sich einiges anhören müssen.

Nachdem sich die Tür hinter den Besuchern geschlossen hatte, blieb sie zunächst einmal stehen und holte tief Luft. Ihr Herz schlug schneller. Woher das kam, wußte sie auch nicht. Möglicherweise war es das schlechte Gewissen, doch Herbert rührte sich nicht. Wahrscheinlich hatte er sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen.

Durch das Fenster neben der Tür schaute sie dem abfahrenden Rover nach. Margret atmete schneller, als sie von oben Schritte hörte. Dann erschien ihr Mann wieder auf der Treppe Er kam langsam die Stufen herab. Eine Hand lag auf dem Geländer. Sein Gesicht war starr. Er wirkte so, als wäre er in Trance, aber seine Wangen hatten sich gerötet, ein Zeichen, daß er unter Druck stand und sich ärgerte.

Sie schaute ihm entgegen.

Vor der Treppe blieb er stehen, schloß die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder. »Du hast noch mit ihnen geredet, Margret.«

»Ja.«

»Das wollte ich nicht.«

»Aber Herbert. Die beiden Herren sind extra aus London hergekommen. Das verlangt einfach die Höflichkeit.«

»Nein, nichts verlangt sie.«

»Ich bin da anderer Meinung. Außerdem wollten sie dir ein Geschäft vorschlagen, und du hast ihnen nicht einmal richtig zugehört. Ich finde das nicht gut. Willst du Geld ausschlagen?«

»Ja.«

»Geht es uns denn so gut?«

Herbert verzog den Mund. »Das hat damit nichts zu tun«, sagte er. »Es geht hier um andere Dinge, in die ich Fremde nicht einweihen will. Ich stehe an einem Scheideweg. Meine Forschungen sind so weit gediehen, wie ich es mir nie habe träumen lassen. Ich kann keine Fremden gebrauchen, und du hast sie neugierig gemacht, Margret.«

»Sie sind ja wieder gefahren.«

Herbert lachte auf. »Glaubst du denn, daß sie sich wieder nach London abgesetzt haben?«

»Ja.«

»Irrtum, meine Liebe. Du hast ihnen einiges von dem zweiten Haus erzählt, ich habe es selbst gehört, weil ich oben an der Treppe stand. Und du hättest noch weiter geredet, hätte ich nicht eingegriffen. Das war sehr schlecht, Margret.«

»Na und? Was ist schon dabei?«

»Du bist naiv. Dieses Haus spielt eine wichtige Rolle. Ich will nicht, daß es von Fremden betreten wird. Und wenn doch, muß ich etwas dagegen unternehmen.«

Margret Friday schaute zu, wie ihr Mann zur Garderobe ging und seinen Mantel vom Haken nahm.

Er streifte ihn über. Wortlos schritt er zur Haustür. Bevor er sie öffnen konnte, erreichte ihn die Stimme der Frau. »Herbert, was hast du vor?«

Er drehte sich noch einmal um. Margret erschrak über seinen Blick. »Ich werde das tun, was getan werden muß«, erklärte er. »Nicht mehr und nicht weniger.«

Dann ging er, ließ Margret zurück, die plötzlich schreckliche Angst bekam…

***

Angst verspürten Suko und ich nicht, als wir das bewußte Haus erreichten und den Wagen auf einem schmalen Weg abstellten, der wie eingeschnitten die Felsformation durchzog.

Das Haus lag links von uns, und es war mit dem grauen Gestein regelrecht verwachsen. Trotzdem hob es sich ab. Seine geometrische Form paßte einfach nicht in die Natur hinein. Hier hatte sich ein moderner Architekt ausgetobt.

Suko hob die Schultern. »Es ist kaum vorstellbar, daß hier niemand wohnt.«

»Vielleicht ist es zu einsam.«

»So etwas könnte auch als Versteck dienen.«

Ich nickte. »Für was?«

»Keine Ahnung, aber das könnten wir herausfinden.« Suko ließ mich stehen und ging auf die Steintreppe zu. Sie führte in Kehren hoch zum Haus, das von einigen Felsen an der linken Seite geschützt wurde, wie von einem Mantel aus Stein.

Grau war auch der Himmel. Zum Glück regnete es nicht. Wenn uns der Wind in die Gesichter fuhr, schmeckten wir schon das Salz des Meeres. Seine viereckigen Ausmaße erinnerten mich an den modernen Bungalow-Baustil, und rechteckig waren auch die Fenster, deren Scheiben aus dunklem Glas bestanden. Vielleicht hatte man auch von innen Vorhänge zugezogen.

Ich ging Suko nach. Die Stufen waren breit und besaßen nicht alle die gleiche Größe. Hier hatte niemand Erde angetragen, um etwas zu pflanzen. Das Gestein rechts und links der Treppe wirkte wie blankgewischt.

Suko war vor der Haustür stehengeblieben. Sie wirkte wie ein schwarz angestrichenes Stück Felswand.

»Ich habe schon versucht, einen Blick durch die Fenster zu werfen«, sagte er. »War aber nicht drin. Die haben entweder Vorhänge zugezogen oder die Scheiben angestrichen.«

»Wenn ja, hat der Besitzer etwas zu verbergen.«

Suko schielte mich von der Seite her an. »Das ist eine Annahme. Ob sie reicht, das Haus gewaltsam zu öffnen?«

»Ist es denn verschlossen?«

»Ja.«

»Vielleicht finden wir noch einen zweiten Eingang. Laß uns mal um den Bau herumgehen.«

»Gehen ist gut. Da müssen wir klettern.« Suko war heute in Form. Er ging vor, entdeckte an der Seite keine normale Treppe. So blieb uns

nichts anderes übrig, als über das glatte Gestein zu gehen.

Sehr schnell hatten wir die Dachhöhe erreicht und betraten auch das Dach.

Schroffes Gestein umgab uns, wuchs in die Höhe. Wahrscheinlich würden wir von dort oben auch das Meer sehen können.

Uns aber interessierte die riesige Glaskuppel auf dem Dach. Suko hatte sich hingekniet, er kam jetzt wieder hoch und hob die Schultern. »Kaum etwas zu sehen, John. Außerdem ist die Kuppel an den Rändern so gut verschraubt, daß wir sie ohne Werkzeug nicht abbekommen.«

»Dann bleibt uns wohl nur die Haustür.«

Auf dem Weg hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Obwohl ich mich einige Male umdrehte, war nichts zu erkennen. Kein Augenpaar starrte uns an, und ich fühlte mich trotzdem unter Kontrolle.

»Hast du was?« fragte Suko.

Ich erklärte ihm die Sache.

Er hob die Schultern. »Ich spüre nichts.« Er ging vor mir her und wollte um die Hausecke schreiten, damit er die Haustür erreichen konnte.

Ich schaute zur Seite, und deshalb sah ich nicht das, was Suko zu sehen bekam.

Aber er blieb stehen, so daß ich fast gegen ihn gelaufen wäre.

Noch in der gleichen Sekunde umhüllte uns das Feuer!

***

Selten waren wir so überrascht worden wie in diesen Augenblicken. Was hatte ich gesehen?

Eine dunkle Gestalt im rechten Winkel zur Haustür stehend. Sie trug einen langen Mantel, hielt einen Arm ausgestreckt, aus dessen Hand eine Flammenwolke hervorfuhr und uns umhüllte. Sie hätte uns verbrennen müssen, wir kamen überhaupt nicht weg, und es hätte auch nichts genutzt. Das Feuer war zu schnell.

Ich stand da wie eine Statue, dachte daran, daß ich jetzt zu Asche verbrennen würde und sah die Gestalt nicht mehr, weil mich die zuckenden Flammen blendeten.

Aber ich spürte in Brusthöhe, und zwar dort, wo sich das Kreuz befand, den großen Widerstand.

Einen brennenden Schmerz, der mich in die Knie gehen ließ.

Vor dem Haus fiel ich auf das Gestein, stützte mich ab, dachte daran, daß ich hätte tot sein müssen, aber ich lebte, und das Feuer verschwand auch wieder.

Vielleicht öffnete ich ein wenig zu spät die Augen, so sah ich nichts mehr. Auch Suko nicht!

Ich hockte da und war zunächst nicht in der Lage, mich wieder aufzurichten. Die Erinnerung an die U-Bahn-Station kam zurück. Da hatten wir den zerstörten Wagen gesehen und von den Menschen keine Spur. Nicht einmal Asche.

Auch hier sah ich nichts, und ich suchte Suko.

Schwer atmete ich aus. Drehte mich dabei, rief dann den Namen meines Freundes, weil ich einfach nicht glauben konnte, daß er ohne weiteres verschwunden war.

Ich bekam keine Antwort.

Und auch von der unheimlichen Gestalt entdeckte ich keine Spur. Das aber mußte dieser geheimnisvolle Abflammer gewesen sein. Er hatte uns bewiesen, daß wir uns auf der richtigen Spur befanden.

Nur - was nutzte uns das? Die andere Seite war schneller gewesen.

Obwohl es keinen Sinn hatte, suchte ich die Stelle ab, wo Suko gestanden hatte. Das Feuer hatte ihn erwischt und spurlos verschwinden lassen.

Mein Blick fiel natürlich auf die Tür. Ich ging davon aus, daß der Abflammer dort erschienen war, und jetzt hatte ich einen Grund, das Haus zu betreten.

Dazu kam es vorerst nicht, denn hinter mir vernahm ich Schritte. Sehr langsam, fast gemütlich. Im Gegensatz dazu flirrte ich herum und schaute in Herbert Fridays Gesicht.

Er stand da, blickte mich ein wenig verwundert an, wie mir schien, und lächelte dann kalt. »Wo ist denn Ihr Partner geblieben, Mr. Sinclair?«

Den Spott konnte ich in diesem Augenblick nicht vertragen. Bevor der andere Kerl sich versah, war ich bei ihm und hatte ihn gepackt. Ich mußte einfach so handeln, um vor mir selbst bestehen zu können. Mit beiden Händen umklammerte ich seine Schultern und schüttelte ihn durch. Plötzlich hatte er Angst. Er sah aus, als wollte er um sich schlagen, die Brille verrutschte, und ich schrie ihn an. »Sie wissen ganz genau, wo er steckt. Raus mit der Sprache, Friday, was haben Sie mit ihm gemacht? Wo steckt er?«

Der Autor konnte nicht antworten. Er sah so aus, als würde er keine Luft bekommen. Sein Gesicht war hochrot angelaufen. Hätte ich ihn jetzt losgelassen, wäre er rücklings die Treppe hinabgefallen.

So zog ich ihn wieder vor.

»Eine Antwort, Friday. Ich will eine Antwort haben!«

»Lassen Sie mich los!« keuchte er. »Okay, ich lasse Sie.« Meine Hände fielen herab. Er schüttelte und drehte sich, mußte erst einige Male Luft holen, bevor er mich wieder anschauen konnte.

Ich nickte ihm zu. »Und jetzt will ich eine Erklärung von Ihnen haben. Aber sofort.«

»Sie hätten nicht herkommen sollen.«

»Das sind wir aber. Und ich werde auch bleiben.«

»Das habe ich befürchtet. Das Feuer ist zu stark. Es hat Ihren Kollegen geholt.«

»Mich aber nicht.«

»Wieso, ich…?« Er war ein wenig durcheinander. »Haben Sie neben dem Feuer gestanden?«

»Nein, in der Mitte.«

»Und Sie sind…«

»Ich lebe noch, wie Sie sehen. Ich habe auch nicht vor zu sterben, auch wenn Sie noch einmal das Feuer auf mich schleudern. Ich bin gegen diese Dinge gefeit.«

Er begann zu lachen. »Ich soll das Feuer auf Sie geschleudert haben?«

»Wer sonst?«

»Nein, das war ich nicht. Das war ein anderer. Ein viel Stärkerer als ich. Er zieht die Menschen in seinen Bann, denn ihm ist es gelungen, das Feuer zu beherrschen.«

»Wie schön für ihn. Und wer ist das?«

Der Autor hob die Schultern. »Das können Sie sich vielleicht denken, wenn ich Ihnen etwas von einem zweiten Ich erzähle, das Gestalt angenommen hat.«

»Ihr zweites Ich?«

»Ja.« Er lächelte. »Ich kann es auf die Reise schicken. Es schützt mich, es ist mein Schutzengel. Die in meinem Unterbewußtsein geborene Gestalt ist existent. Das ist einmalig, ich weiß, aber ich habe lange Forschungen betrieben, um das herauszubekommen. Was Sie hier erlebt haben, ist einmalig. Mein zweites Ich ist der Beherrscher des Feuers. Es schickt die Flammen, es sorgt dafür, daß sie die Menschen einhüllen und…«

»Ja, verbrennen!« sagte ich.

»Wirklich?« fragte Friday. »Glauben Sie wirklich, daß sie verbrannt sind?« Er breitete die Arme aus und drehte sich. »Schauen Sie doch mal in die Runde. Wo liegt denn die Asche? Oder haben Sie schon nachgeschaut und etwas von ihr gesehen, bevor unter Umständen der Wind sie verweht hat?«

»Aschelos verbrannt«, flüsterte ich. »Wie kann das sein?«

Friday hob die Schultern. »Gehen Sie immer davon aus, daß die Menschen verbrannt sind?«

»Muß ich das nicht?« fragte ich scharf.

»Nein, eigentlich nicht. Manchmal gibt es eben besondere Dinge, über die Sie nachdenken sollten, Mr. Sinclair. Die Phantastik unseres Geistes kann Grenzen und Mauern überwinden. Unsere Psyche ist unwahrscheinlich stark. Manchmal ist das Unterbewußtsein mächtiger als wir selbst, das sollten Sie wissen.«

»Reden Sie nicht in der Theorie. Ich will wissen, was mit meinem

Freund geschehen ist. Und auch mit all den anderen, die in den Flammen verschwunden sind.«

»Ach, davon wissen Sie?« fragte er erstaunt.

»Ja.«

»Dann sind Sie keine Verlagsvertreter?«

»Nein.«

Friday nickte. »Dariolo hatte recht gehabt, als er mich vor den Fremden warnte.«

»Wer ist Dariolo?«

»Mein Pseudonym oder mein zweites Ich. Der Bewohner des Hauses, vor dem wir stehen. Sie haben ihn sicherlich gesehen, als das Feuer aus seiner Hand schoß.«

»Das habe ich.«

»Dann wissen Sie jetzt auch, wer er ist. Ich beherrsche das Feuer leider nicht, obwohl ich stets davon geträumt habe. Es ist schade, sehr, sehr schade. Doch ich habe einen Ausgleich bekommen. Mein zweites Ich kann das, von dem ich träume.«

»Es beherrscht also das Feuer?«

»Ja, so ist es. Wir sind miteinander verbunden. Wenn ich will, schicke ich es auf die Reise.«

»Wie in London?«

»Ja.« Er lächelte überheblich. »Das war erst der Anfang. Ich kann es auch in andere Städte schicken. Es gibt keine Grenzen. Wenn ich will, kann ich die Erde vernichten. Haben Sie gehört?«

Ich nickte.

»Und was wollen Sie dagegen tun?«

Mit dem Daumen deutete ich auf das Haus. »Wenn ich hineingehe, werde ich sicherlich eine Überraschung erleben, oder nicht?«

»Das kann ich Ihnen versprechen.«

»Und wie, bitte sehr, sieht diese Überraschung aus?«

Er legte die Stirn in Falten. »Wenn ich Ihnen das sage, wäre es keine Überraschung mehr. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie das Haus betreten wollen. Sie sollen als einziger Mensch mein Geheimnis von Grund auf kennenlernen. Nicht einmal meine eigene Frau werde ich davon in Kenntnis setzen.«

Er gab sich sehr sicher, und ich dachte an all die Verschwundenen. Unter ihnen befanden sich zwei Freunde von mir. Jane Collins und Suko. Waren sie tot?

»Gehen Sie, Mister, gehen Sie.« Friday wedelte mit der Hand. »Ich kann Ihnen eine Überraschung versprechen.« Die Augen hinter den Gläsern der Brille begannen zu leuchten.

Ein wenig weich fühlte ich mich in den Knien, als ich mich drehte. Nach zwei Schritten war die Haustür schon zum Greifen nahe. Sie sah noch immer sehr verschlossen aus und kam mir vor wie ein matter

schwarzer Spiegel.

Der Schriftsteller trat neben mich. »Zieren Sie sich nicht, Mr. Sinclair, öffnen Sie.«

»Sie war verschlossen.«

»Nicht mehr«, flüsterte er.

Ich vertraute ihm und legte meine flache Hand gegen die Türmitte. Ein leichter Druck meinerseits reichte, und die Tür schwang vor mir weit auf.

Herbert Friday war schneller als ich, huschte an mir vorbei und trat über die Schwelle.

Zwei Schritte dahinter erwartete er mich, breitete die Arme aus und rief mit lauter Stimme: »Willkommen in der Welt des Feuers, Mr. Sinclair…«

***

Ich war so überrascht, daß ich nicht einmal merkte, wie hinter mir die Tür ins Schloß fiel. Das Bild, das sich mir bot, hätte ich niemals erwartet.

Vor mir stand Friday. Er hatte die Arme ausgebreitet und wurde vom Widerschein der Kerzen getroffen, wobei das Licht auf seinem Körper ein Spiel aus Licht und Schatten hinterließ.

Sein Gesicht wurde ebenfalls nicht ausgespart. Obwohl es sich starr zeigte, schien es zu zerfließen, aber die Bewegungen waren nicht echt. Dafür aber meine, als ich vorging und so stehenblieb, daß ich in die Halle hineinschauen konnte.

Sie war lichterfüllt!

Da brannten Flammen ohne Dochte. Handlang schwebten sie über den Handläufen der zahlreichen Treppen, die aus allen Richtungen sich vereinigten und zu einem regelrechten Wirrwarr wurden. Die Flammen brannten ruhig. Sie zeigten in ihrem Innern einen dunklen Kern, als würde sich dort etwas abzeichnen, der äußere Rand schimmerte gelbrot.

»Sehen Sie die Treppen?« fragte mich der Autor flüsternd. »Sie sind sehr wichtig. Diese Treppen sind wie eine menschliche Seelenlandschaft. Auch dort geht es auf und ab. Das alles ist hier nachgebildet worden, und auf ihnen leuchtet das Feuer, das Dariolo beherrscht. Er ist der wahre Meister über die Flammen.«

»Wer hat ihm die Kraft gegeben? Der Teufel?«

»Vielleicht. Was weiß ich? Aber ist es nicht die menschliche Seele, die starke Kräfte besitzt. Ich habe sie erforscht, ich bin ein sensitiver Mensch, ein Medium, das es verstanden hat, in die Schächte seines eigenen Unterbewußtseins hinabzusteigen. Verstehen Sie?«

»Fast.«

Er bückte sich ein wenig und deutete mit dem ausgestreckten Arm

nach vorn. In dieser Haltung kam er mir vor wie ein Schmierenkomödiant. »Wollen Sie sich die Flammen nicht näher anschauen, Mr. Sinclair? Machen Sie einen kleinen Spaziergang durch die Psyche des Menschen. Sie werden es nicht bereuen und starke Erfahrungen sammeln, glauben Sie mir. Deshalb sind Sie ja hergekommen.«

»Stimmt.«

»Ich lege Ihnen keine Steine in den Weg.«

Hart schaute ich ihn an. »Das kann ich von meinem Kollegen leider nicht behaupten?«

»Was wollen Sie? Ihn hat es erwischt, wie auch die anderen. Warum sollte es ihm bessergehen. Nur Sie sind resistent. Ich weiß nicht, aus welch einem Grund, ich…«

Während er sprach, hatte ich die schmale Silberkette angefaßt, an der mein Kreuz hing. Mit einem Ruck zog ich es hervor. Ich stand günstig, Friday mußte es einfach anstarren.

»Deshalb!«

Er sah das Kreuz, und sein Gesicht verhärtete sich. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, was soll das?«

»Es hat mich geschützt. Magisches Seelenfeuer oder wie immer Sie es nennen, prallt an mir ab. Sie haben sich durch Ihre Forschungen in Richtungen bewegt, die schlimm sind, Mr. Friday. Sie geraten da in Dinge hinein, die Ihnen entglitten sind. Wahrscheinlich sind Sie, ohne es zu wollen, mit den Kräften des Teufels in Berührung gekommen und haben das Höllenfeuer geweckt. Ich hätte Hitze spüren müssen, als mich die Flammen umloderten. Das war nicht der Fall. Keine Wärme und nichts, das verbrannte. Nicht einmal meine Kleidung. Es konnte auch keine Asche zurückbleiben. Ich bin gefeit gegen das Feuer des Teufels. Sie glaubten, die Flammen wären das Unterbewußtsein des Menschen. Welch ein Irrtum! Ihnen, Mr. Friday, hat der Teufel ins Handwerk gepfuscht.«

Er wischte über sein Gesicht. »Sagen Sie nicht so etwas. Diese Welt ist anders.«

»Wir werden es sehen!«

Ich ging sehr behutsam auf die erste Stufe zu. Das Geländer besaß einen Handlauf und am Ende einen runden Knauf. Auf ihm stand eine Flamme.

Bewegungslos brannte sie. Ihr Lichtkreis war nicht groß, er erreichte nicht einmal die Stufe, dafür lag er wie ein flacher Teller über der Spitze.

Je näher ich kam, um so deutlicher sah ich die Flamme. Auf einmal war ich nahe, genug heran, um in sie hineinschauen zu können. Ich bekam gleichzeitig das Gefühl, Eisennägel unter den Sohlen zu haben, die in meine Füße drangen.

Die Kerze besaß einen Inhalt.
Es war ein Mensch!

***

Obwohl ich Herbert Friday den Rücken zudrehte, mußte er etwas von meinem Schock bemerkt haben, denn er lachte leise und hämisch. »Sehen Sie es?« fragte er mit einer Flüsterstimme. »Sehen Sie den Menschen inmitten der Flamme?«

»Ja«, sagte ich.

»Dann ist es gut. Und wollen Sie auch wissen, wie er in das Feuer hineingekommen ist?«

»Sie werden es mir bestimmt sagen.«

»Mit Vergnügen, Sinclair. Sogar mit großem Vergnügen. Er hatte mal in einem Wagen der Tube gesessen. Vielleicht war er auf dem Weg von seiner Arbeitsstelle nach Hause. Wer weiß das schon? Aber dann kam das Feuer. Blitzschnell als Lohe, die alles einkreiste und ihn sich holte, wie auch die anderen.«

Ich hatte mich mittlerweile umgedreht und schaute Friday an. Er trug nicht mehr seine Brille. In den Pupillen spiegelten sich die Flammen. Sein Gesicht glänzte, er war in seinem Element und konnte sich als Herrscher fühlen.

Ich dachte auch an die übrigen Fahrgäste. Zum Beispiel an Jane Collins, die sich in der U-Bahn befunden hatte. Wenn alles so stimmte, wie Friday es mir gesagt hatte, mußte sich auch Jane in einer Flamme befinden, und Suko sicherlich auch.

»Ja«, sagte ich leise, »jetzt durchschaue ich das Spiel. Aber ich habe eine Frage.«

»Bitte sehr.«

»Sind die Menschen tot?«

Er lächelte gemein. »Nein, die leben. Was man so leben nennen kann. Aber ich könnte sie töten. Soll ich es Ihnen vormachen?«

»Nein!«

Friday ließ sich nicht beirren. »Ich brauche nur hinzugehen und die Flamme auszupusten. Sie kennen doch das Sprichwort. Man kann ein Leben ausblasen, nicht wahr?«

»Ja, ich kenne es.«

»Und so würde es auch mit den Flammen geschehen. Blase ich sie aus, verschwindet ein Leben. Ich habe sie unter Kontrolle.«

»Nicht Dariolo?«

»Wir sind gleich. Ich fühle, daß wir immer mehr zusammenwachsen. Der eine kann ohne den anderen nicht mehr existieren. Wir sind Zwillinge, mein Unterbewußtsein und ich. Die Forschungen haben mir recht gegeben. Man kann unheimlich viel erreichen, wenn man nur intensiv genug an eine Aufgabe herangeht. Das ist mir gelungen. Ich

kann über Menschen und Leben herrschen.«

»Was ist mit meinem Kollegen?« fragte ich ihn. »Steckt auch er in einer Flamme?«

»Du kannst ihn suchen.« Der Autor bewegte seine Hände. »Bitte, geh hin und suche ihn. Sicherlich wirst du ihn finden.« Er rieb sich in Vorfreude die Hände. »Die Treppen hier stehen dir zur Verfügung. Schaue dir alles genau an.«

»Und wenn ich es getan habe?«

»Wirst du das Haus nicht mehr lebend verlassen. Aber nutze deine Chance.«

»Natürlich.« Ich nickte und warf noch einen Blick auf die Flamme. Der Mann darin war etwa in meinem Alter. Er trug einen grünen Mantel. Sein Gesicht, ebenfalls wie der Körper verkleinert, zeigte einen staunenden und gleichzeitig hilfesuchenden Ausdruck.

Ich las auch die Angst in den Augen des Gefangenen.

Ob er mich gehört hatte, wußte ich nicht. Ich versuchte es mit einem Lächeln und einem aufmunternden Nicken, obwohl ich mir dabei irgendwie dumm vorkam.

Herbert Friday hatte mir angeboten, diesen ungewöhnlichen Raum zu durchsuchen.

Das tat ich auch.

Er selbst blieb zurück, während ich die Treppe hochschritt und mich der nächsten Flamme näherte.

Auch sie stand unbeweglich auf dem Handlauf und gab ihren geheimnisvoll schimmernden Lichtkreis ab. In ihr war eine Frau oder ein junges Mädchen gefangen. Die Kleine trug eine Lederjacke mit Straßbesätzen und hatte ihr Haar silbrig gefärbt. Das bleiche Gesicht war angstverzerrt.

Auch sie schaute ich an und brachte meine Hand in die Nähe der Flammen. »Ja!« hörte ich Friday sprechen. »Versuch es nur. Blase sie aus.« Er fügte noch ein häßliches Lachen hinzu. Ich tat das Gegenteil von dem und nahm die Hand wieder zurück. Obwohl sie sich nahe der Flamme befunden hatte, war von einer Hitze oder Wärme wieder nichts zu spüren gewesen.

Diese Menschen waren Gefangene des Höllenfeuers, so wie Jane und Suko. Wobei Jane eigentlich in noch größerer Gefahr schwebte, da sie auf der Liste des Teufels ganz oben stand.

Nur mehr wenige Stufen, dann hatte ich das Ende dieser Treppe erreicht. Mit einer weiteren, die von der anderen Seite herführte, traf sie auf einem Podest zusammen, wo ich stehenblieb und mich umschaute, denn von dieser Stelle aus bekam ich einen besseren Überblick, weil ich einfach höher stand.

Dieser Raum mit all seinen Treppen und Flammen war schon gewaltig. Er bildete ein regelrechtes Labyrinth. Ich sah sogar eine

Wendeltreppe, die hoch zur Decke führte und dort verschwand. Da keine Flammen in der Nähe leuchteten, verschluckten Schatten die letzten Stufen.

Von hier oben wirkten die Flammen wie ein geheimnisvoll strahlendes Lichtermeer. Es war kein beruhigender Anblick, wie ihn Feuer bieten kann, denkt man an stille Vorweihnachtstage. Nein, dieses Feuer war kalt, es atmete den Odem der Hölle aus, in den ich ebenfalls hineingeraten war.

Herbert Friday hatte des öfteren von einer zweiten Gestalt gesprochen, seinem anderen Ich, das ich bisher in diesem Raum noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Allerdings gab es genügend dunkle Stellen, wo es sich hätte verbergen können.

Langsam ging ich weiter. Von diesem Podest aus konnte ich sowohl nach oben als auch wieder nach unten gehen. Ich entschied mich für die obere Richtung.

Sehr behutsam wiederum setzte ich meine Schritte. Kaum ein Laut war zu hören, wenn meine Schuhsohlen die Stufen berührten. Allmählich nahm der Druck im Magen zu. Auf meinem Körper lag eine Gänsehaut, ein Schauder der Furcht, und meine Blicke tasteten über die Flammen, in denen die Menschen standen und nicht verbrannten.

Jane hatte ich bisher noch nicht gesehen, doch auf halber Strecke traf es mich wie ein Hammerschlag.

Ich sah sie!

Wie alle anderen steckte auch Jane Collins in dem Feuer. Sie bildete gewissermaßen den Kern. Das Licht hatte Reflexe auf ihrem Blondhaar hinterlassen. Ihr Gesicht zeigte einen starren Ausdruck, nicht einen so sehr ängstlichen. Den ersten Schock mußte sie überwunden haben. Wie ich Jane kannte, dachte sie wahrscheinlich darüber nach, wie sie sich aus dieser Lage befreien konnte.

Ich blieb direkt vor ihr stehen und beugte mich nach einer Weile zu ihr herab.

Sie mußte mich gesehen haben, da sich ihr Gesichtsausdruck veränderte und ich das Staunen sah.

Gleichzeitig öffnete sie den Mund. Wahrscheinlich hatte sie mich gerufen, denn ich konnte von ihren Lippen ablesen, daß sie meinen Namen aussprach.

Ich hatte Mühe, beherrscht zu bleiben. Wut und Depressionen überkamen mich. Der Magen lag dick wie ein Klumpen, meine Kehle kam mir zugeschnürt vor.

In dieser Lage fühlte ich mich einfach furchtbar.

»Jane!« Ich flüsterte ihren Namen. Mein Atem erreichte die Flamme, so daß sie sich bewegte, und Jane schrak gleichzeitig zusammen. Es sah so aus, als wollte ihr Körper zerfließen.

Hatte ich etwas falsch gemacht?

Ich streckte meinen rechten Zeigefinger aus. Jetzt wollte ich es genau wissen. Sehr nahe kam ich an die Flamme heran, spürte die Hitze nicht, doch als ich den äußeren Ring berührte, war es soweit.

Da durchzuckte ein böser Schmerz meinen Finger, und ich hatte das Gefühl, meine Haut wäre verbrannt.

Hastig nahm ich den Finger zurück.

»Du kannst sie aber auch ausblasen!« hörte ich Friday sprechen. »Los, versuch es doch mal.«

»Nein!« rief ich ihm zu. »Auf keinen Fall.«

»Das ist dein Pech.«

Meine nächsten Worte galten Jane. »Ich hole dich hier raus, Mädchen, das verspreche ich dir. Der Teufel und sein Höllenfeuer werden keine Chance haben.«

Jane hatte mich verstanden, denn sie lächelte. Ein trauriges Lächeln, wie ich fand, ohne große Hoffnung.

Ich richtete mich wieder auf und entdeckte die feurige Bewegung nicht weit von mir entfernt. Bisher hatten alle Flammen starr auf ihren Plätzen gestanden.

Bis auf diese eine, die sich noch in der Luft befand und zwischen zwei hölzernen Aufgängen erschien.

»Du wolltest doch deinen Partner sehen, Sinclair. Schau hin, er ist in der Flamme.«

Ich ging ihr einen kleinen Schritt entgegen. Sie schien an unsichtbaren Fäden zu hängen und geleitet zu werden, denn sie bewegte sich direkt in meine Richtung.

Ich erkannte Suko.

Verkleinert stand er in der handhohen Flamme. Er hatte sogar seine Dämonenpeitsche gezogen, aber er schlug nicht zu.

»Ich will dir noch etwas sagen, Sinclair. Wenn sich die Menschen in den Flammen zu hastig bewegen, sorgt das Feuer dafür, daß sie vernichtet werden. Hast du gehört?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann ist es ja gut.«

Suko bewegte sich innerhalb der Flamme an mir vorbei. Zum Greifen nahe passierte er mich, aber ich streckte meine Hand nicht aus, versuchte ihm durch Blicke Hoffnung zu geben, doch ich selbst wußte noch keine Lösung. Auch weiterhin hatte ich das Gefühl, als staunender Mensch in einer völlig anderen und fremden Welt zu stehen.

Die Flamme glitt vorbei. Ich hörte kein Geräusch, spürte keine Wärme, folgte ihr mit den Blicken und erkannte, daß sie sich einen Platz suchte.

Als höchste Flamme blieb sie auf dem Knauf eines Handlaufs stehen, genau dort, wo die Wendeltreppe begann und ich die Bewegung sah,

die sich aus den oberen Schatten löste.

Jemand kam…

Hinter und unter mir lachte Herbert Friday. »Wir haben oft genug über mein zweites Ich gesprochen. Darf ich vorstellen? Dariolo, der fleischgewordene Geist aus der tiefen Psyche eines Menschen und der Beherrscher der Flammen…«

***

Dariolo kam wie ein König, sich seiner Macht und auch Kraft sehr wohl bewußt. Das hier gehörte ihm, es war aus den tiefen Welten des Unterbewußtseins entstanden, und er reagierte hier wie ein König. Wir hatten ihn den Abflammer genannt. Mit dem Feuer allerdings spielte er jetzt nicht. Seine Arme baumelten zu beiden Seiten des Körpers herab, verdeckt vom Stoff des mantelähnlichen Umhangs.

Aus dem Kragen stach sein Kopf, der zum Kinn hin spitz zulief. Ein düsteres und gleichzeitig bleiches Gesicht, fast wie Glas wirkend und mit einer Haut ohne Poren. Wie schwarzer Lack lag das Haar auf seinem Kopf.

Er blieb vor mir stehen und starrte mich an.

Herbert meldete sich. »Das ist der Mann, Dariolo, der gekommen ist, um uns zu vernichten.«

Die Gestalt vor mir begann zu lächeln. Dabei hatte ich den Eindruck, als hätte das glatte Gesicht Risse bekommen. Seine langen Finger zuckten, ich rechnete damit, daß mir wieder einmal Feuer entgegenschlagen würde, aber er beherrschte sich.

Zudem trug ich das Kreuz, und daran saugten sich seine »Augen« fest. Mir gefiel der Blick überhaupt nicht. Er war starr und gleichzeitig ängstlich sowie abweisend. Das Kreuz mußte ihn einfach stören. Es paßte nicht in seine Welt.

Er ging einen Schritt zurück. Ich hörte ihn kaum, und er schien über dem Boden zu schweben. Sehr dicht blieb er neben einer Kerze stehen, ging in die Hocke und sprang.

Ich schaute ihm staunend nach. Es war kein richtiges Springen, mehr ein Schweben, und sein langer Mantel wehte, so daß der Luftzug die Flammen zum Flackern brachte.

Dann stand er auf der Treppe, wo auch Jane Collins gefangen war. Er mußte bemerkt haben, daß diese Frau mir etwas bedeutete, denn er streckte den Arm aus und legte seine Hand über die Flamme wie eine gewaltige Vogelklaue.

Gefahr für Jane!

»Nimm es weg!« flüsterte er mir zu. Seine Stimme klang dabei wie das Zischen einer Flamme.

»Nimm das weg, was du dir um den Hals gehängt hast. Wenn nicht, werde ich die Flamme mit meiner Hand zerdrücken und ein Leben

zerstören!«

So etwas Ähnliches hatte ich kommen sehen, aber ich rührte mich nicht. Das Kreuz war mein letzter Trumpf, andere Waffen zählten hier nicht. Vom Fußboden her meldete sich Herbert Friday. »Hast du nicht gehört, was er dir befahl. Wirf es weg!«

Ich kümmerte mich nicht um die Worte. Dafür drehte ich mich um und ging die Stufen wieder hinab.

Der Autor schaute mir entgegen. »Wenn ich es von mir nehme, wird es alles vernichten. Auch deine Welt des Unterbewußtsein. Sie fällt zusammen wie ein Kartenhaus.«

Friday überlegte und schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube dir nicht. Ich kann dir nicht glauben. Du bluffst.«

Ich ging weiter.

Bis ich den Schrei hörte. Einen sehr dünnen Laut, der mir in den Ohren klang. Die Stimme kannte ich. Jane hatte ihn ausgestoßen. Auf der dritten und letzten Stufe blieb ich stehen, drehte den Kopf nach links und schaute in die Höhe.

Dariolo stand noch immer an der gleichen Stelle. Er hatte seine ausgestreckte Hand auf die Flammen gelegt und sie somit verkleinert.

»Noch lebt sie«, sagte er.

Ich gab nicht nach. »Wenn du tiefer drückst, werde ich euch alle vernichten!«

Dariolo streckte als Antwort seinen anderen Arm aus und legte die Handfläche über eine zweite Flamme. »Es ist meine letzte Warnung. Wirf es weg!«

Mir schossen zahlreiche Möglichkeiten durch den Kopf. Ich dachte darüber nach, was ich unternehmen konnte, wenn ich mich tatsächlich von meinem Kreuz getrennt hatte.

Gab es dann noch eine Möglichkeit?

Vielleicht durch eine Aktivierung. Aber was passierte dann? Würden die weißmagischen Kräfte des Kreuzes dann alles zerstören?

Ich faßte nach der Kette.

Zuvor hatte ich Jane wieder schreien hören. Diesmal noch schriller und ängstlicher.

Mit den Kuppen nur hielt ich sie fest und hob sie sehr langsam an. Am Hals hatte ich zugefaßt. Das Silberkettchen streifte durch das Nackenhaar und stellte es hoch.

Von zwei Seiten wurde ich beobachtet.

Herbert Friday und sein fleischgewordenes Ich ließen mich keinen Moment aus den Augen.

Auch nicht, als ich das Kreuz auf meinem flachen Handteller liegenließ. »Da ist es!« sagte ich.

»Weg damit!« kreischte Friday. Er stand bereits in wilder Vorfreude.

»Wohin?«

Plötzlich grinste er breit. »Du kannst es nach draußen schleudern«, sagte er, drehte sich um und rannte bereits zur Tür. Er riß sie weit auf, sie blieb auch für einen Moment so stehen, und Friday lief hastig wieder zurück.

Da schleuderte ich das Kreuz fort.

Genau in den Lauf des Mannes hinein, und ich sprang mit einem gewaltigen Satz hinterher…

***

Ich konnte nur beten, daß ich schnell genug war. Während ich über die drei Stufen sprang, verfolgte ich den Weg des Kreuzes und starrte auch auf Herbert Friday, der so überrascht war, daß er nicht auswich.

Das Kreuz prallte gegen ihn, und einen Moment später auch ich. Ich hatte ihn nicht voll erwischen können, dafür war mein Sprung einfach zu kurz gewesen. Dicht vor ihm prallte ich auf, schleuderte mich gleichzeitig vor, so daß ich gegen ihn prallte.

Er kippte um, ich fiel ebenfalls, hatte es aber besser, da ich auf ihn prallte.

Dumpf schlug er mit dem Hinterkopf auf, während ich mich in seiner Kleidung verkrallte, mit dem Knie zustieß, ihn stöhnen hörte und ihn losließ, um mein Kreuz greifen zu können.

Mit dem kleinen Finger erwischte ich die Kette, und das war genau der richtige Augenblick, denn ungemein schnell raste die Flammenwand auf mich zu.

Sie war durch nichts zu stoppen, schien alles zu fressen, aber ich hatte das Kreuz und hielt es eisern fest.

Das Feuer überschwemmte mich.

Herbert Friday hatte noch davonkriechen wollen, es gelang ihm nicht mehr. Über dem auf dem Boden liegenden Mann brach die Lohe zusammen. Ein zuckendes Feuer, heiß, brutal und alles vernichtend.

Auch Friday!

Als die Flammenwand fauchend gegen die Decke jagte und dort verschwand, lag ich allein auf der Erde. Von meinem Gegner entdeckte ich nichts. Nicht einmal Asche war von ihm zurückgeblieben.

Diesmal wurde ich davon nicht überrascht.

Ich suchte nur nach der kleinen Flamme, in der Friday stecken mußte. Ich fand sie nicht weit entfernt. Mittlerweile war die Haustür wieder zugefallen, so daß die Flamme keine Chance bekam, ins Freie zu verschwinden. Sie mußte in der Halle bleiben und auch in meiner Nähe.

Ich verfolgte sie und holte sie dicht vor der Treppe ein. Konnte ich sie stoppen, wo gleichzeitig Dariolo heranschwebte? Gefährlich aussehend, bleich im Gesichts aber er hatte sich von Jane gelöst.

Bevor er eine andere Flamme erwischte, stoppte ich diejenige, in der sich der Schriftsteller als Gefangener befand.

Ich hielt in der gekrümmten Hand mein Kreuz, und sie bildete hinter der Flamme eine halbrunde Mauer.

»Wenn ich zudrücke, ist er tot«, sagte ich laut und deutlich.

Das zweite Ich des Autors zögerte. Dariolo stand steif auf einem Podest. Er schüttelte den Kopf, als könnte er das nicht begreifen, aber er schaute in meine Richtung und mußte es mitansehen.

»Nun?«

»Ich bin immer schneller!«

»Dann versuche es!«

»Was willst du?« fragte er.

»Die Menschen zurück!«

»Es geht nicht.«

»Weil du es nicht willst?«

»Ja.«

»Dann wird dein erstes Ich sterben. Du hast es mir vorgemacht. Ich brauche die Flamme nur zusammenzudrücken, und Herbert Friday ist vernichtet.«

Er bewegte sich unruhig. Wahrscheinlich hatte ich bei Dariolo ins Schwarze getroffen. Und ich setzte noch einen, wie man so schön sagt, drauf. »Da ihr beide sehr zusammenhängt, ist es auch möglich, daß mit der Vernichtung des eigentlichen Menschen auch sein zweites Ich verschwindet. Und zwar für immer. Deshalb gib sie frei!«

Dariolo breitete seine Arme aus. »Ich gebe nichts frei, keinen gebe ich frei. Sie sind meine Gefangenen, und sie werden es bleiben. Ich kann mich nicht gegen die Hölle stellen. Sie hat mir die Kraft gegeben, und sie wird mich auch weiterhin beschützen…«

»Herbert?«

Der schrille Schrei einer Frau klang plötzlich durch die Halle. Ich spürte einen Luftzug in meinem Rücken und brauchte mich nicht erst umzudrehen, denn ich wußte, was geschehen war.

Margret Friday war gekommen.

Ich hörte ihre hastigen Schritte, sie rief noch einmal den Namen - ihres Mannes, und inmitten der Flamme öffnete der winzige Autor den Mund, um zu antworten.

Da jagte die nächste Feuersäule heran.

Mich erwischte sie nicht. Der tödliche Flammengruß huschte an mir vorbei und nahm Kurs auf Margret.

Ich konnte nicht anders, ich mußte es einfach tun. Und so drückte ich die Hand mit dem Kreuz zusammen…

***

Es ging alles sehr schnell. Trotzdem glaubte ich, diesen Vorgang in

einem langsameren Tempo zu erleben. Herbert Friday hatte mitbekommen, was ihn erwartete. Er streckte die Arme aus, ging gleichzeitig in die Knie; aber er konnte das Unheil nicht aufhalten.

Meine Hand umschloß die Flamme. Sie war plötzlich verschwunden, berührte auch das Kreuz, ich hörte einen hellen Schrei und gleichzeitig spritzte neben mir die Feuerwolke auseinander.

Sie verschwand einfach, ohne daß sie Margret Friday erwischt hätte.

Ich öffnete die Faust.

Das Kreuz war noch vorhanden, auch die zahlreichen Flammen, die Treppen, die Podeste, die Handläufe und das zweite Ich des Herbert Freitag.

Er stand auf einer Stufe. Seine Arme hatte er ausgestreckt. Mit beiden Händen umklammerte er die Geländerstreifen, während er versuchte, seine unheilvolle Existenz zu retten.

Das schaffte der Abflammer nicht.

Aus den kleinen Flammen wurden in den nächsten Augenblicken mächtige Feuersäulen. Sie jagten in die Höhe berührten die Decke, drehten sich und kippten auch.

Ein Inferno entstand.

Und in seinem Zentrum stand Dariolo, der Abflammer, oder die Gestalt, die es einfach nicht geben durfte.

Die Welt, die durch ihn erschaffen worden war, brach zusammen. Denn der Mann, der sein Unterbewußtsein hatte manipulieren können, existierte nicht mehr..

Und auch Dariolo verschwand.

Ich hörte das Knirschen, das Heulen und auch Brechen. Die Stufen, die Podeste und Geländer brachen zusammen. Sie zerschmolzen und lösten sich auf, auch dort, wo Dariolo stand und sich festhielt. Er besaß plötzlich keinen Körper mehr, dafür fauchten Blitze aus der Tiefe heran, Schatten kamen, und nur mehr das Gesicht des Unheimlichen schwebte wie ein Ballon, umgeben von Blitzen, Rauch und Feuerresten.

Es zerbrach ebenfalls.

Splitter flogen in alle Richtungen weg. Wo es einmal gewesen war, sah ich nichts mehr, bis auf eine tiefe drückende Schwärze, die sich rasend schnell ausbreitete und auch uns überschwemmte.

Margret Friday und ich hatten das Gefühl, in einen Tunnel gerissen zu werden, der sich drehte, immer tiefer zog und plötzlich ausspie, als wäre irgend etwas geplatzt.

Das war genau der Zeitpunkt, als diese gedanklich entstandene und trotzdem reale Scheinwelt zusammenbrach. Sie hatte sich nur zwischen diesen Wänden aufgehalten, und sie war in sich zusammengesunken, ohne viel Spuren zu hinterlassen.

Ich rieb mir die Augen, weil ich es kaum fassen konnte, aber wir

standen in einer völlig anderen Umgebung. In einem leeren hallenartigen Raum, in dem die Einrichtungsgegenstände fehlten, und wir waren nicht allein. Uns umgaben zahlreiche Menschen. Auch Suko und Jane sah ich.

Die ehemalige Hexe hatte auch mich entdeckt. Sie rannte auf mich zu, warf sich in meine Arme und sprach Sätze, die sie wohl selbst nicht begriff, aber sie bekam von mir keine Antwort, weil meine Kehle irgendwie zusaß.

Ich schaute über ihre Schulter hinweg, hörte das Reden der Geretteten und sah Suko, der die Menschen zur Seite schob, um freie Bahn zu haben.

Er kam zu mir. Bleich, fassungslos, wollte etwas sagen, aber seine Stimme versagte.

»Bring die Leute nach draußen!« flüsterte ich.

»Okay.«

Er nahm auch Jane mit. Es dauerte nicht lange, da standen Margret Friday und ich allein. Wir schauten uns um und auch an. Durch die Fenster drang genügend Licht. Wir konnten erkennen, daß wir allein waren.

Margret Friday setzte sich in Bewegung. Sie ging sehr langsam, steif, als hätte sie einen Stock verschluckt.

Dann beugte sie den Kopf vor, ich hörte sie schluchzen und wußte nicht, wie ich sie ansprechen sollte. Nach einer Weile drehte sie sich um und kam zu mir zurück.

»Wo ist Herbert?« fragte sie.

Ich hob die Schultern. »Verbrannt?«

»Es kann sein.«

Sie schaute mich an, schluckte und flüsterte dann: »Ich kam hinein, lief auf Sie zu und sah Ihre Hand. Davor stand eine Flamme. Im Feuer sah ich Herbert.«

»Ja, so war es…«

»Dann haben Sie zugedrückt!«

Mir brach der Schweiß aus, als ich die Worte vernahm. Sie enthielten nicht einmal einen Vorwurf, waren wie feststellend ausgesprochen worden. Das traf mich tief.

»Ich hatte keine andere Wahl«, erwiderte ich. »Sie wären sonst getötet worden und alle anderen auch. Ich mußte es tun.«

Margret schaute mich lange an. Dann sagte sie: »Ich habe meinen Mann in den letzten Monaten immer weniger verstanden. Er hat sich mit einem Gebiet beschäftigt, das schrecklich und noch nicht durchforscht ist. Er war der erste überhaupt, der so weit vordringen konnte. Ich merkte auch die Veränderung bei ihm. Manchmal hatte ich den Eindruck, daß er in einer anderen Welt lebt, die nur für ihn sichtbar war. Er hat mir etwas vom Unterbewußtsein erzählt. Er

konnte es steuern, aber er selbst wurde dabei immer tiefer in den Sog mit hineingerissen. Jetzt ist er tot, Mr. Sinclair, und vielleicht ist es gut so. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich verzeihe Ihnen.« Sie hob die Schultern und wandte sich ab.

Allein ging sie hinaus. Ich hörte ihre letzten Worte.

»Vielleicht muß ich mich sogar bei Ihnen bedanken…«

***

Als ich das Haus verließ, senkte sich die Dämmerung über das Land. Lange Schatten krochen über den Himmel, aber sie waren natürlich, nicht künstlich geschaffen. Die Nacht würde den Tag ablösen.

Jane und Suko hatten auf mich gewartet. Die anderen Menschen waren nach Lyme gelaufen. Sie wollten von dort aus telefonieren und über ihren Alptraum berichten.

Ich hoffte stark, daß sie es als einen Traum ansahen, begreifen würde es niemand können.

»Ich habe Glück gehabt«, sagte Jane. »Vielleicht bist du auch rechtzeitig genug gekommen, denn die andere Macht hatte mich unter Kontrolle. Sie hätte mich leicht töten können.«

»Man brauchte die Flamme nur zu löschen.«

»Und wie war so etwas möglich?« fragte Suko.

Ich holte tief Luft. »Ich glaube, die Antwort wird uns niemand mehr geben können. Dieser Herbert Friday hat nach Dingen geforscht, die man besser hätte ruhen lassen. Wem es gelingt, dem Unterbewußtsein fleischliches Leben einzuhauchen, muß damit rechnen, daß diese Geister ihn gnadenlos vernichten. Man soll bestimmte Grenzen einhalten, auch als Forscher. Das ist jedenfalls meine Ansicht…«

Jane und Suko nickten mir zu.

Zu dritt schritten wir die Treppe hinab und hinein in die immer dunkler werdende Dämmerung…

ENDE